P. Agostino da Montefeltro

Konferenzreden und Fastenpredigten

IV. Band

EX LIBRIS
252.41
M765
2
SOCIETATIS
VERBI DIVINI
Techny, Ill.

Michael Hasen

— 1911 —

The Catholic
Theological Union
LIBRARY
Chicago, Ill.

P. Agostino da Montefeltro

Konferenzreden und Fastenpredigten

IV. Band: Glaube und Liebe

Konferenzreden und Fastenpredigten

von

P. Agostino da Montefeltro
O. S. Fr.

IV. Band

Glaube und Liebe

Mainz 1907
Verlag von Kirchheim & Co.

Glaube und Liebe

oder die

Heilung der Schäden der modernen Gesellschaft.

WITHDRAWN

Predigten

von

P. Agostino da Montefeltro O. S. Fr.

gehalten in der St. Marcuskirche zu Mailand
während der heiligen Fastenzeit 1890

Aus dem Italienischen von
Dr. Joseph Drammer

The Catholic
Theological Union
LIBRARY
Chicago, Ill.

FATHERS' LIBRARY
TECHNY, ILL.

Dritte Auflage

Mainz 1907
Verlag von Kirchheim & Co.

39
385527

Imprimatur.

—

Moguntiae, die 26. Octobris 1907.

Dr. Jos. Selbst,
Consil. Eccl., Decan. Eccl. Cathedr. Mogunt.

Druck von Joh. Falk III. Söhne in Mainz

Vorwort

Bei der Herausgabe des dritten Bandes der Predigten des P. Agostino da Montefeltro versprach ich, etwa sonst sich noch vorfindende Reden des seeleneifrigen Franziskaners dem deutschen Publikum zugänglich zu machen. Mit dem vorliegenden Bändchen glaube ich dies Versprechen eingelöst zu haben. Ich gebe hiermit jene Reden wieder, die P. Agostino in diesem Jahre in der Markuskirche zu Mailand mit dem gleichen großartigen Erfolge, wie in den vorhergehenden Jahren gehalten hat. Selbstverständlich habe ich nur solche Predigten ausgewählt, die sich nicht schon in den früheren Bändchen vorfinden.

In dem beigegebenen Anhange folgen alsdann Einleitung und zweiter Teil von zwei Predigten, die ihrem ersten Teile nach bereits bekannt sind, sowie die Einleitung von zwei weiteren Reden, deren Abhandlung schon in den anderen Bändchen stehet.

Leider war das Stenogramm, das mir zu Gebote stand, mangelhafter, als die früher von mir benützten, ich bitte daher die Kritik, die ja mit solchem Wohlwollen die drei ersten Bändchen besprochen hat, auf diesen Umstand Rücksicht nehmen zu wollen.

Köln, am Feste des hl. Pankratius 1890.

Der Übersetzer.

Einleitung

Wahrheit und Liebe [1])

Bei der Betrachtung des triumphierenden Zuges unseres Jahrhunderts wird der gewöhnliche Mensch gar leicht hingerissen von dem wunderbaren Schauspiele der Eroberungen der Wissenschaft und der Freiheit; indes, der weise Mensch, der nicht auf der Oberfläche der Tatsachen stehen bleibt, fühlt sich von Schmerz ergriffen und zittert für die Zukunft der modernen Gesellschaft. Mag er die Entwickelung der Politik verfolgen, oder die Regierungssysteme zum Gegenstande seiner Studien machen; mag er die neueren Früchte der Philosophie betrachten, oder die Wünsche analysieren, die in dem Herzen des jüngeren Geschlechtes aufkeimen; er findet überall ein unbefriedigtes Streben, schmerzliche Klagen und Verwünschungen.

Welches ist die Ursache dieser so bedrohlichen Lage? Es ist nicht mehr an der Zeit, sich einer Täuschung hinzugeben; die Ursache liegt in der falschen

1) Diese Predigt gehört noch zu der Serie der im Jahre 1888 zu Turin gehaltenen Vorträge.

Richtung der Individuen so gut, wie der Völker. Das Falsche ist allenthalben, in der Vernunft, in der Liebe, in den Sitten, im Charakter. Heutzutage lebt man in der Lüge und geht hier dem Tode entgegen, wenn die Vorsehung uns nicht durch eines ihrer außerordentlichen Mittel vor dem Verderben bewahrt.

Am heutigen Abende wollen wir nun zusehen, welches die Ursachen und welches die Heilmittel für diesen traurigen Zustand der menschlichen Gesellschaft sind, und zwar dieses nicht in der Absicht, Sie zu betrüben, sondern um mit offener Stirne dem großen Probleme entgegenzutreten.

Turiner, ich bin neu in Ihrer Mitte. Ich weiß über Sie nur das, was mir erzählt wurde; ich weiß von Ihrer glühenden Frömmigkeit, von Ihrem edelmütigen Herzen, von Ihrer Gesittung und Höflichkeit; darum werden Sie mich mit Nachsicht aufnehmen. Ich weiß nicht, ob das wahr ist, was Sie über mich gelesen haben, da ich nicht weiß und niemals wissen will, was man über meine Person schreibt. Einige haben versucht, sich mir zu nähern, um etwas über mein Leben in Erfahrung zu bringen; ich habe sie aber abgewiesen, da mir nichts so teuer ist, als meine Freiheit. Ich hatte eines Tages das Unglück, mich von der Wahrheit zu entfernen. Die Gebete meiner Mutter und die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau Maria haben mich den Weg der Wahrheit wieder finden lassen. Der Wunsch und das Bedürfnis, den in der Wahrheit zu befestigen, der sie besitzt, dem zu helfen, sie wiederzufinden, der sie verloren hat, ist mein Führer in allen Dingen. An Stelle der

mir mangelnden Tüchtigkeit werden Sie stets auf meinen Lippen ein aufrichtiges und ermutigendes Wort finden. In der Wahrheit leben, um in der Wahrheit zu sterben, das ist das Vorrecht des Christen.

Ich bin nicht zu Ihnen gekommen im Namen einer Partei, sondern im heiligen Namen Gottes. Ich bringe Ihnen kein Kampfeswort, sondern ein Wort von apostolischem Freimute, von Wahrheit und von Liebe. Wir leben in einem Jahrhundert, in welchem gegenüber dem allgemeinen Irrtum die allgemeine Behauptung der Wahrheit not tut; ich werde diese Wahrheit nicht in abstoßender Form auseinandersetzen, noch werde ich sie gefesselt durch meinen Mund ziehen; vielmehr werde ich eingedenk sein, daß Christi Banner als Inschrift diese zwei Worte trägt: „Wahrheit! Liebe!"

Süßer Jesus, mein göttlicher Lehrmeister, entzünde mein Wort an Deiner Liebe und Deiner Wahrheit! Lege in meinen Mund jene heilige Kraft der Gnade, die uns in der Taufe gegeben ward, damit ihre Keime in uns aufsprossen, sich entwickeln und uns zu Heiligen machen!

I. Die Vernunft ist für die Wahrheit geschaffen; sie sucht dieselbe wie die Pflanzen die Sonne suchen. Die Wahrheit ist das Prinzip der Tugend, welche die heiligen Bücher die Wahrheit in der Ausübung nennen.

Die Wahrheit ist der Glanz des Schönen, die Grundlage der Glückseligkeit, der Anfang der Begeisterung. In unser Herz hineingesenkt, erweckt sie

unaussprechliches Entzücken. Jesus sagte: „Ich bin die Wahrheit. — Wer euch höret, der höret mich!“ Viele Philosophen sind gekommen und sagten: Wir lehren diese und jene Wahrheit. Allein wer konnte gleich Jesu sagen: Ich lehre die Wahrheit an und für sich; ja, Ich bin die Wahrheit? Die Geschichte der Welt, ihrer Umwälzungen, ihrer Irrtümer und ihrer Eroberungen ist nichts anderes, als die Geschichte der Kämpfe gegen die Wahrheit.

Unser Jahrhundert hat sich eine Devise gegeben, es ist jene des Pilatus: Quid est veritas? Viele sprechen dieses Wort aus, warten aber nicht auf die Antwort, sondern gehen fort, die einen aus Gleichgiltigkeit, die andern aus Haß, immer im Zweifel. Es ist das die Aufrichtigkeit des Miltonschen Engels, der die Sonne betrachtete und voll Bewunderung ausrief: Wie schön bist du! und alsbald beifügte: Aber ich hasse dich!

Es gibt grundlegende Wahrheiten, das kostbare Erbteil der Menschheit, das notwendige Fundament, ohne welches die Welt ein unauflösliches Rätsel, ein Schlachtfeld für alle Leidenschaften wäre. Früher wurden diese Wahrheiten nicht diskutiert; sie waren das Geheimnis der sittlichen Kraft unserer Vorfahren. Allein die Philosophen gaben sich daran, sie zuerst in den höheren Klassen, alsdann mitten im Volke niederzureißen. Die Wirkungen davon haben Sie vor Augen; überall sieht man den Zweifel und die Leugnung. Wir sind Zuschauer eines beständigen radikalen Angriffes, der nicht allein auf die Kirche, auf den Papst, auf das Christentum, sondern auf Gott gerichtet ist. Die Vorsehung wird weggeleugnet und

ihre wunderbare Weltregierung durch das Wort „Materie“ ersetzt. Man spricht von ewiger Materie; man sagt der Mensch sei eine stoffliche Kraft, die nicht wisse, woher sie komme und wohin sie gehe. In dieser Weise werden noch andere grundlegende Wahrheiten geleugnet. Die Vernunft ist gleichsam ein Schiff geworden ohne Steuermann; sie hat keinen Stützpunkt mehr, ihr Licht ist nicht nur schwankend geworden, es beginnt zu schwinden.

Gibt es noch eine Pflicht? Gibt es eine Religion, oder ist das Interesse die einzige Norm? Ist die Tugend mehr als ein bloßes Wort? Man diskutiert ja heutzutage selbst darüber, ob man noch die Familie, das Eigentum, das gegebene Wort achten müsse. Diese allerersten Prinzipien bespricht man gleich als wären es offene Fragen, die eine Lösung erheischten. Das eben ist das Falsche in der Vernunft.

Das Falsche in der Vernunft bringt das Falsche in der Liebe hervor. Die der Leidenschaft preisgegebene Liebe besitzt nicht mehr das Gefühl der geistigen Freuden. Die Liebe ist schön, aber nur, wenn der geliebte Gegenstand der Liebe wert ist; es ist großmütig, sich zu opfern, aber nur, wenn man weiß, für wen das Opfer geschehen soll. Nicht das Leiden macht den Martyrer, sondern die Sache, wofür er das Martyrium erduldet. Der Mensch aber, der die Vernunft nicht zu lenken weiß, wird das Herz ohne Zügel lassen; und dann haben die edelmütigen Handlungen, die heiligen Gedanken, die großen Ideen keinen Reiz mehr; ja selbst die Unglücksfälle des Vaterlandes und die Schmerzen der Familie reichen nicht mehr hin,

ihn aufzurütteln. Sprechen Sie ihm nicht von Opfer, Selbstverleugnung und Ruhm, sondern reden Sie ihm nur von Theater, Bällen, Prunkessen und jeglicher Art von Vergnügen; hierzu hat er Lust und Liebe, die er für Tugend nicht mehr besitzt. Das leichtfertige und blumengeschmückte Weib lockt ihn mit seinem verführerischen Lächeln und seinen leidenschaftlichen Liedern. Das ist das Falsche in der Liebe.

Das Falsche in der Liebe hat das Falsche in den Sitten zur Folge. Der Skeptizismus führt zum Sensualismus und dieser hinwiederum zu der letzten Leugnung und zur äußersten Erniedrigung. Ja, reißen Sie nur das Bollwerk der Wahrheit nieder, dann wird auch das Bollwerk der Tugend am Boden liegen! Wohin sollte denn die Ehrbarkeit, die wahre Rechtschaffenheit sich wenden? Vielleicht wird sich noch ein einzelner Mensch aus diesem Engpaß loswinden, ein Volk niemals, wofern nicht die Grundlagen seiner Erziehung erneuert werden.

Die arme Jugend wächst heran ohne Grundsätze und ohne Unschuld; das reifere Alter ist ohne Glaube, das Greisenalter ohne Reue. Die Sakramente werden nicht mehr geachtet, das Gebet, die Kirchen ebensowenig. Man will nichts mehr wissen von der Religion.

Die Beobachtung der andern Vorschriften des Dekalogs ist keine bessere. Treten Sie nur hin an den häuslichen Herd und Sie werden auf das Höchste betrübt sich abwenden. Sie finden Familien ohne Liebe, Kinder ohne Ehrfurcht, Gatten ohne Treue, Ehen ohne Heiligkeit.

Die Familie ist erniedrigt, das Eigentum wird angefochten, die Gemeinsamkeit im Laster ist allenthalben festgewurzelt. Mit dem Sittengesetze unverträgliche Zahlungseinstellungen sind in Mode, ungerechte Spekulationen beherrschen die allgemeinen Interessen; die Nächstenliebe selbst befindet sich auf Abwegen, sie hat weltliche Formen angenommen, die vielmehr denjenigen erfreuen, der sie ausübt, als den, der etwas empfängt.

Was soll ich vom Gehorsam sagen? Gehorchen ist ja heutzutage eine Schande. Derjenige, der mit Autorität bekleidet ist, wird wie ein Tyrann betrachtet, gegen den man sich ungestraft auflehnen darf. Die Anarchie herrscht in den Gemütern, die Empörung ist in der alten Welt zu einer dauernden Erscheinung geworden. Die Völker finden ein Vergnügen darin, ihre Kartenhäuser umzustoßen, und heute reißen sie nieder, was sie gestern aufgebaut hatten. Die Unabhängigkeit, dieses Idol des Augenblickes, wird falsch verstanden, und in ihrem Namen glaubt man sich berechtigt und versucht man, die ganze gesellschaftliche Hierarchie über den Haufen zu werfen. Die Söhne desselben Vaterlandes zerfleischen sich in den Parteien, reiben sich auf in den Fraktionen, indem sie die schönsten Ideale zerstören und die besten Kräfte abnutzen.

Aus dem Falschen in den Sitten kommt alsdann das Falsche in dem Charakter. Ja, wo sind dann noch feste Charaktere? Überall sieht man nur Beispiele der Schwäche und der Selbstsucht, welch letztere nur an sich selbst zu denken gestattet. Wo sind

jene Wackern, jene edelmütigen Männer, die dem Umsturze die Stirne boten und ihm widerstanden? Kaum noch einer ist übrig geblieben. Und das ist nicht zu verwundern! Die Festigkeit des Charakters hängt ja von der Festigkeit der Grundsätze ab; wenn diese sich beugen, dann wird der Mensch nach dem Worte des Propheten unnütz.

Gott bedarf freilich der Menschen nicht, mögen sie sich auch Große nennen. Allein er hat den Menschen zu seinem Mitarbeiter bestellen und sich seiner zu seinen heiligen Zielen bedienen wollen. Und darin liegt eben der Ruhm des Menschen, daß er Gott dem Herrn dienen darf; wenn er aber dem Zweifel in seinem Geiste Einlaß gewährt, dann wird er ein unnützes Ding; den Eitelkeiten hingegeben dient er nicht mehr dem Vaterlande und seinen Mitbrüdern.

Gewiß, wir gehen durch eine Krisis hindurch, die in der Weltgeschichte Epoche macht. Die von Gott losgetrennte Welt fragt sich: Woher wird die Rettung kommen?

Aber was fehlt denn? Etwa das Gold, das Silber? O, dies läuft ja durch die Banken. Fehlt es an Industrie, an Handel? Nie hat ein Jahrhundert größere Wunderdinge geschaut, nie ausgedehnteren Handel, nie eine so vervollkommnete Industrie, wie das unsere. Nein, es fehlt an Männern, es fehlen die Charaktere; das ist der Mangel der heutigen Zeit.

Welches sind die Ursachen davon? Es gibt deren viele, aber die hauptsächlichen sind die Begierlichkeit, die Unwissenheit in Bezug auf die religiösen Prin-

zipien, die törichten Leidenschaften, welche die Menschen vertieren. Und dazu kommen die schlechte Presse, die gottlosen Zeitungen, die Photographien, die Karrikaturen und auch der übermäßige Luxus, zu dessen Bestreitung man das Erbe der Väter angreift, sich in unwürdige Spekulationen bezüglich der Arbeiter einläßt, die nicht wie Brüder, sondern wie Werkzeuge der Produktion, wie eine Maschine, die Reichtümer verschafft, behandelt werden. Es ist die Käuflichkeit, die mit dem Blute und der Ehre des Volkes Handel treibt! Diese Übel verursachen die Kraftlosigkeit des Charakters und die Verderbtheit der Sitten.

Nicht lange mehr kann der Mensch in dieser Lage verbleiben; denn auf diese Weise wird er weder sein übernatürliches noch sein natürliches Endziel erreichen. Er kann so unmöglich sich glücklich fühlen noch auch den Zweck erfüllen, für den er geschaffen wurde. Der sinnliche Mensch findet das Glück nicht, nach dem er beständig auf der Suche ist; gleich dem Könige der Fabel sieht er die Speisen, die seinem Munde nahe sind, sich immer weiter entfernen. Er wird das Opfer seiner Vergnügen und seiner Zweifel, und mitten in den geistigen Aufregungen findet er stets die Hand Gottes wieder, die schwer auf ihm lastet. Sein Freudengesang ist ein kurzer; die Stunden seiner Vergnügen sind gezählt. Er sinkt zu Boden von der Ohnmacht, von der körperlichen und geistigen Auszehrung niedergeworfen, und oft genug endet er sein elendes Leben durch Selbstmord.

Das, was für die Individuen wahr ist, bleibt

andererseits wahr für die Völker. Die Zweifel, die Sophismen, der Unglaube machen das Glück der Massen nicht aus; diese sinken vom moralischen ins physische Verderben und dann schlägt für die Völker die Stunde, wo sie von dem Angesichte der Erde verschwinden.

Nachdem nun einmal die Ursachen des Übels bekannt sind, muß man nach Heilmitteln suchen. Es gibt viele, die solche Heilmittel vorschlagen; alle Empiriker nud Charlatane treten vor uns auf. Einige von diesen haben gesagt: Wenn die Gesellschaft gerettet sein will, so muß sie sich vom Christentume lossagen; wenn Christus einmal aus der menschlichen Gesellschaft verbannt und der Liberalismus in dem Staatswesen sowie in der Familie zur Geltung gelangt sein wird, dann haben wir das Angesicht des Menschengeschlechtes erneuert.

Andere hinwiederum behaupten, unsere Gebräuche seien veraltet; man müsse die Grundlagen der sozialen Verfassung verändern. Die Verteilung der Güter, die Säkularisierung des Unterrichtes, die Entledigung des Ehebündnisses von seinen Fesseln, die Erniedrigung der Diener Gottes sowie deren Vertreibung vom Boden des Vaterlandes — das sind die vorgeschlagenen Heilmittel.

Die Toren! Sie wollen die Welt mit einem Strohhalme in die Höhe heben; sie wollen das Leben geben vermittelst des Todes. Doch, sie haben schon ihre Probe abgelegt. In jener letzten Stunde, da die Wissenschaft sich zur Heilung der Völker unfähig erwies, erschienen diese Betrüger mit ihren umstürzenden Lehren, um allenthalben Blut und Tod zu verbreiten;

die Kämpfe zwischen den Nationen entflammten aufs neue, die Wunden wurden tiefer und schmerzlicher.

Die Heilmittel dieser Menschen sind entweder rein materialistisch oder rein rationalistisch; in beiden Fällen stehen sie in keinem Verhältnisse zu den Übeln. Wie vermögen denn schöne Straßen, prächtige Geschäftshäuser die Zweifel, die Ängsten des Geistes zu beruhigen, deren Auswüchse zu beseitigen? Wie können abstrakte Theorien den Nöten des Volkes Abhilfe bringen? Glauben Sie denn, daß man mit der unbestimmten Moral der Philosophen den Übeln Einhalt tun kann, die alle beklagen? Mit diesen Palliativen wird man die Zornesausbrüche nicht zurückhalten und den Willen nicht emporheben. Was besitzen Sie denn, um unsere Hoffnung, unsere Furcht rege zu machen? Nichts! Sie versprachen dem Volke Glückseligkeit, und dann sind Sie nicht imstande, ihm dieselbe zu geben. Aber das Volk wird sich auflehnen und sich gewaltsam wider Sie kehren. Werden Sie ihm Gewalt entgegensetzen? Nun es wird Ihre Gewalt verachten und darüber hinweg schreiten. Sie haben es ja gelehrt, jenseits des Grabes gebe es nichts mehr; es wird Ihre Lehre zur Anwendung bringen. Das sind die Logiker, die furchtbaren Logiker unserer Tage; ihr Petroleum ist die Folge Ihrer Lehren!

Die Mittel, welche die menschliche Weisheit vorschlägt, sind somit unnütz, weil machtlos. Ja, wie können Ihre Bücher dazu beitragen, den Wüstling, den Geizhals, den Zornmütigen auf andere Wege zu bringen? Diese werden gewiß nicht dadurch

gefunden; ein schlechter Baum kann ja keine guten Früchte hervorbringen. Im Gegenteil, die angekündigten Mittel werden jenes verzehrende, tödliche Fieber nur noch heftiger machen. Man muß darum anderswo das Heilmittel suchen, und wir werden es nach einer kleinen Ruhepause finden.

II. Gibt es etwas besseres, um die menschliche Gesellschaft zu retten? Ja, man muß zum Christentume wieder seine Zuflucht nehmen, welches, wie der heilige Paulus sagt, gekommen ist instaurare omnia, um den Geist zu erneuen, um die Liebe, den Charakter, die Sitten umzubilden. Wer Jesum kennt, der die Wahrheit ist, kennt den Anfang und das Ende des Lebens und darum auch den Weg. Die Zweifel werden schwinden, da nun die festen Regeln bekannt sind, welche das Leben des Menschen beherrschen und leiten.

Gott ist überall; ihn muß man anbeten, ihn lieben, ihm dienen und um Seinetwillen unseren Brüdern mit Liebe und aufrichtiger Freundschaft entgegenkommen; man muß das Vaterland lieben und es verteidigen selbst um den Preis der größten Opfer. Von den Kathedern herab werden zwar die sonderlichsten, unhaltbarsten Theorien verbreitet; allein, der Christ weiß, daß er die Religion, das Vaterland, die Familien zu lieben, das Eigentum zu achten, die menschliche Obrigkeit als einen Strahl der göttlichen Autorität zu ehren hat.

Wenn einmal der Verstand umgewandelt ist, wird auch die Liebe umgewandelt werden. Der heilige Augustinus sagt, die Tugend sei der Mensch, der sich

selbst beraubt, um sich andern zu schenken. Dem fügt eine Heilige bei: die Liebe verwandele den Menschen in einen Engel des Lichtes.

Die Religion zeigt uns Jesum Christum am Kreuze; sie führt uns zu seinen heiligen Altären hin und erhebt unser Herz zu unaussprechlichen Freuden, zur Wahrheit, zur Freiheit, zur Schönheit. Jesus liebt gerne; zwischen seinem Herzen und dem Herzen des Menschen entsteht eine schöne Harmonie. Die Freundschaft flößt uns alsdann Verehrung gegen das Vaterland ein, gegen die Familie, gegen die Künste, alles heilige Dinge, für die man gern das Leben gibt.

Zur Wahrheit des Charakters werden zwei Dinge erfordert, eine Idee und ein Wille. Die Idee ist das Licht, das anzieht, das begeistert, das entzündet; der Wille gibt den Antrieb und er besitzt vom Himmel die Kraft dazu.

Das Christentum flößt Großmut ein, es bringt kraftvolle Tugenden hervor, spornt zu tüchtigen Werken an und gibt einen aufrichtigen Patriotismus. Die Unwissenheit wird bekämpft durch die Predigt des Evangeliums, die Neigung zum Bösen durch die Zucht des Geistes. Außerdem spricht man uns ja von jenem Gotte, der uns die Hoffnung auf den Himmel eröffnet; man spricht uns von seinem furchtbaren Gerichte, seinem schließlichen Urteile.

Wenn nun im Geiste die Ruhe und im Herzen wieder die Liebe wohnet, dann wird auch jene Krisis ein Ende nehmen, welche die menschliche Gesellschaft befallen hat. Der Reiche wird dem Armen die Hand reichen, der Starke dem Schwachen, der Haß wird

aufhören und die wahre Glückseligkeit ihren Einzug halten.

Die alten Völker erfuhren an sich die Kraft des Christentums. Da sie unter der Tyrannei und dem Laster seufzten, hat das Christentum sie in der Liebe und der Wahrheit erneuert.

Alle anderen Mittel zur Rettung der menschlichen Gesellschaft sind unzureichend. Die Schlechten haben uns zwar Fabeln erzählt, aber keine von ihnen vermag es dem Gesetze Christi gleich zu tun. Ja, selbst im Interesse des Vergnügens muß man zum Christentume zurückkehren. Wenn man einmal da, wo man lacht und sich freut, die Gefahr allenthalben wachsen und die Wutausbrüche sich vermehren sieht, dann werden diese Vergnügungssüchtigen selbst das Christentum anrufen, damit es sie rette, und wenn auch nur, um die Vergnügen des kommenden Tages genießen zu können.

Domine, salva nos, perimus! Dieser apostolische Ruf wird wieder in der Welt erschallen und derselben zum Heile dienen. Der Steuermann Cäsars trug das Glück des Reiches; das Christentum trägt das Glück der Welt!

I.

Gott, der Schöpfer

In die geistige Atmosphäre sind gewisse Samenkörner des Atheismus gestreut gleich jenen unfaßbaren Stäubchen, die sich mit der Luft vermischen, welche wir einatmen. Auch jene, die nicht unter dem unmittelbaren Einflusse dieser Samenkörner leben, werden darum nicht weniger von denselben berührt, weil der Krankheitsstoff nach Art des feinen Giftes in mehr oder weniger starken Dosen allüberall hindringt.

Angesichts der Behauptungen „der Wissenschaft" verspüren die stärksten Geister zu gewissen Momenten Schwindel wie beim Anblicke eines Abgrundes.

Wer sollte gegenüber dem Einflusse, den jene Lehren auf die Sitten eines Volkes ausüben, nicht zittern, wenn er die Ausbreitung dieser Grundsätze gewahrt? Wer sollte sich nicht bedrängt fühlen, wenn er den Himmel sich verhüllen und die neue Lehre den Platz Desjenigen einnehmen sieht, den man mit Einstimmigkeit den Schöpfer, den Vater zu nennen pflegt? Wie sollte unter den Schlägen der Leugnung, die sich aufdrängt, der Glaube nicht erschüttert werden? Und

wenn man die Unwissenheit betrachtet, die in religiösen Dingen herrscht, die Schwäche der philosophischen Studien, die Sucht nach Außergewöhnlichem, die Unfähigkeit gewisser Kreise, das Wahre von dem Trugschluß zu unterscheiden, wenn man bedenkt, daß die schwachen Geister dadurch waffenlos werden, wer sollte da nicht in Schrecken geraten der immer mehr anwachsenden Herrschaft gegenüber, welche die Lehren des Skeptizismus und Atheismus auf die Gemüter ausüben müssen?

Nun, der Einfluß dieser Lehren legt uns die Pflicht auf, die Rechte des menschlichen Gewissens in Schutz zu nehmen, indem wir auf das hinblicken, was immer unsere Hoffnung gewesen.

Stets habe ich die Schwierigkeit und Wichtigkeit meiner Mission gefühlt, aber nie so, wie zu dieser Stunde; und gewiß, wenn Gott mir nicht aufgetragen hätte, für das Leben von 68 armen Waisen zu sorgen, deren Existenz keine andere Zuflucht hat, würde ich darauf verzichtet haben. Nun tröste ich mich aber bei dem Gedanken, diese Mission bei Ihnen ausfüllen zu müssen, weil ich schon mit vielen aus Ihnen in Verkehr gestanden habe, weil eine meiner Waisen Mailänderin ist und weil bei Ihnen Hochherzigkeit und Liebenswürdigkeit, Festigkeit und Großmut, Nächstenliebe, Größe des Geistes und des Herzens zu finden sind, Eigenschaften, die zu gleicher Zeit Hochachtung, Liebe und Vertrauen erzeugen, so daß, wenn ich auf der einen Seite für meine Schwäche fürchte, ich auf der anderen doch mich auf Sie verlasse.

Ich halte es für überflüssig, Sie darauf aufmerk-

sam zu machen, daß Sie von mir weder etwas Neues noch etwas Großartiges erwarten dürfen, sondern nur Dinge, die Sie schon wissen; denn da ich eine zeitlang fern von der Wahrheit und der Tugend weilte, wiederhole ich nur immer das, was sich da meinem Geiste enthüllte. Bei mir werden Sie auch weder Leidenschaft noch politischen Parteistandpunkt finden. Wenn ich derartiges als Laie gehabt hätte, wenn ich solches auch heute noch persönlich haben sollte, dann bin ich doch jetzt der Mann für alle und vorzüglich der Mann des Volkes, der Vertreter der Wahrheit, der Nächstenliebe, so daß ich nicht individuell sein, noch Politik treiben darf; diese Kanzel darf davon nichts wissen.

O Gott, segne dieses mein Wort! Allerseligste Jungfrau und du, heiliger Markus, bewirket, daß mein Wort jene Früchte des Friedens bringe, welche das Glück der Welt ausmachen!

I. Wenn der Mensch einen Blick auf seine Umgebung wirft, so ist wohl die erste Frage, die sich ihm aufdrängen muß, diese: Woher ist die Welt?

Der Glaube antwortet: „Sie ist von Gott geschaffen. Gott hat sie durch seine Allmacht ins Dasein gerufen.“ Wir bekennen, daß dieses in gewisser Beziehung ein Geheimnis sei, und scheuen uns durchaus nicht, zu behaupten, daß es insofern unbegreiflich ist. Es ist eine sichere Tatsache, obwohl unbegreiflich. Allein das, was nicht war, hat angefangen zu sein; wie ist es also geworden? Das übersteigt unsere Begriffe. Es ist aber Tatsache, daß es existiert, und darum müssen wir die Schöpfung annehmen. Bemerken

Sie wohl: Behaupten, daß es unbegreiflich sei, heißt nicht behaupten, daß es unmöglich sei, oder daß ein Widerspruch darin liege. In der Tat, was könnte unserem Glauben entgegentreten? Vielleicht, daß das Nichts das Sein werden könne?

Man sagt uns: Euer Axiom hat das andere Axiom gegen sich, daß Null mit Null multipliziert, immer nur Null geben wird. Aber, wer von uns hat denn gesagt, daß das Nichts die Ursache des Seins sei? „Aus dem Nichts wird Nichts." Allein, Gott war da. Tut der Mensch etwa nicht etwas ähnliches, wenn er ein Meisterstück verfertigt? Wenn wir eine Null hinschreiben und noch eine Null, so haben wir immer Null; wenn aber eine verständige Hand eine bedeutungsvolle Ziffer vor die Null hinsetzt, so haben wir einen Wert und diese Null wird Etwas, nicht aus sich, sondern durch die Stellung, welche der Rechenmeister sie einnehmen läßt. Die Null ist das Nichts, der Rechenmeister ist Gott, und die bedeutungsvolle Ziffer ist der Akt seines Willens. Liegt hierin ein Widerspruch, eine Unmöglichkeit?

Der gewöhnliche Arbeiter benötigt freilich eines widerstandsfähigen Stoffes zu seiner Arbeit. Er nimmt den Marmor von den Bergen, das Holz aus den Wäldern, weil er eben ein zufälliges Wesen ist, das nur dasjenige besitzt, was es empfangen hat. Wer aber wollte dieses von dem Unendlichen behaupten? Wer würde es wagen, dem Allmächtigen Grenzen zu setzen? Und wenn wir sagen, Gott habe das Sein aus dem Nichts gezogen, so wollen wir damit nicht behaupten, daß das Nichts

jemals ein Stoff gewesen, aus welchem Gott die Welt gemacht habe, nein! Gott hat aber alles aus dem Nichts ins Dasein gerufen.

Indes wendet man ein: Wenn Gott die Welt aus Nichts gemacht hat, so fügt die Welt doch eine Substanz zu dem schöpferischen Wesen hinzu, und dann haben wir einen Zuwachs zu dem Unendlichen; das aber ist ein Widerspruch; deshalb muß man entweder die Schöpfung oder Gottes Unendlichkeit leugnen. Das scheint wahr; allein der Widerspruch schwindet alsbald. Man kann nämlich eine Addition nur bei Größen derselben Art vornehmen; es läßt sich ein homogenes Ganze nur aus homogenen Elementen bilden. Man kann also jenes Ganze nicht machen, weil keine Beziehung der Größen zu einander stattfindet. Ferner lehrt die Metaphysik, daß der ganze Wert einer Wirkung in ihrer Ursache sich vorfindet. Die Größe eines Prinzips verliert nichts und gewinnt nichts, wenn es unter sich untergeordnete Größen schafft. Der Schatten fügt doch der Masse des Berges nichts hinzu. Somit ist jener Zuwachs nur eine Chimäre. Es ist ein Geheimnis, aber weder ein unmögliches, noch ein sich selbst widersprechendes.

Wenn man den Begriff der Schöpfung leugnet, befinden sich nur drei Hypothesen der modernen Wissenschaft gegenüber: Entweder die Welt ohne Gott, oder die Welt-Gott, oder die Welt neben Gott. Die erste Theorie ist die der Materialisten. Nach ihr gibt es keinen persönlichen Gott; alles ist Natur. Die Welt setzt sich aus kleinen Stoffteilchen zusammen, die von

Ewigkeit existierten und Monaden oder Atome genannt werden. Die Atome sind die feinsten Stäubchen, die sich denken lassen; sie vermischten sich mit einander, um die organischen Körper zu bilden. Der heute von der Welt eingenommene Raum war stets voll dieser Stäubchen, die sich einander nähernd, ganz allmählich die Welt, die wir sehen, gebildet haben. Und alles das, so sagt man — merken Sie es sich wohl! — ist das Resultat einer blinden, physischen Notwendigkeit; es gibt dabei gar keine geistige Kraft.

Aber, wenn Ihr nicht Gott annehmet, wie erkläret Ihr alsdann die Welt? Seit welcher Zeit existiert denn die Welt? Die Welt, so sagen sie, ist das Resultat jener Stäubchen. Dann gestattet mir aber die Frage: Hat etwa die Philosophie nicht immer gelehrt, daß das, was einen Widerspruch einschließt, nicht wahr sein kann? Daß ferner die Wirkung nicht größer als die Ursache sein kann? Wenn Ihr das nicht annehmen wollet, nehmet Ihr die Vernunft nicht an. Das vorausgesetzt, schließe ich auf folgende Weise: Wenn Ihr saget, daß die Materie unter der Form von ganz feinen Stäubchen von Ewigkeit existiert, so müsset Ihr sie doch gesehen haben. Aber Ihr habet sie nicht gesehen. Doch, lassen wir das bei Seite.

Ist etwa die ewige Materie nicht an und für sich schon ein Widerspruch? Ein jeder Tag, der anbricht, ist ein Beweis für die Nicht-Ewigkeit der Materie; wenn die Materie ewig wäre, so gäbe es ja eine unendliche Zahl von Tagen. Bemerken Sie ferner, daß dieser Widerspruch auch unter anderen Gesichtspunkten

klar hervortritt. Nach den Materialisten wäre die Materie mit Kraft begabt. Deshalb müßte sie also seit der ganzen Ewigkeit tätig sein; und somit müßte die Welt ewig bestehen. Aber wie konnten zuerst die Atome existieren, die doch auf ein Prinzip hinweisen und dadurch schon die Ewigkeit beseitigen? In dieser Theorie gibt es mithin deutliche Widersprüche.

Indes sagt man: Es ist eine von der Erfahrung bewiesene Tatsache, daß nichts verloren geht und nichts neu ersteht, das heißt, daß die Materie ewig bleibt und ihre Erschaffung ein Unsinn ist. Welche Beobachtung hat denn jene Formel, von der Ihr sprechet, zu Tage befördert? Ihr kennet nur die eine Tatsache der chemischen Zusammensetzung, das heißt, daß nach der Beobachtung das atomische Gewicht immer dasselbe bleibt, daß Wasserstoff und Sauerstoff, aus denen das Wasser zusammengesetzt ist, auch für sich so viel wiegen, wie das Wasser selbst. Einige Beobachtungen genügten, um diesen Grundsatz zu einem allgemeinen zu machen. Wir nehmen gerne an, daß in dem gegenwärtigen Zustand der Welt nichts verloren geht und nichts neu ersteht. Aber von diesem Punkte ausgehen und sagen, daß die Materie ewig sei, ist doch eine Übertreibung.

Die Philosophie beweist die Absurdität einer ewigen Materie. Diese Theorie steht im Widerspruche mit dem Prinzip vom genügenden Grunde. Wir brauchen nur auf die Pflanzen und Tiere hinzuschauen. In dem Pflanzenreiche sehen wir auf demselben Boden eine Menge verschiedener Bäume stehen; die einen geben Äpfel, die anderen Birnen, wieder andere Pfirsiche.

Wer hat aber jenen Baum gelehrt, diesen Saft zu bereiten mit dem Geschmacke des Apfels, der Pfirsiche, der Birne, wenn das ohne Anordnung des Schöpfers geschehen ist? Wie kann ferner ein Magen, der keinen Verstand besitzt, Fleisch und Blut aus einem Pflanzenstoff bereiten, wenn er nicht von einem schöpferischen Geiste organisiert wäre? Wie bringt die Verbindung der Geschlechter organische Wesen hervor, welche die Bewunderung der Weisen erregen? Wie kann die Verbindung der Geschlechter, die doch eine materielle Tat ist, denkende Wesen erzeugen? Wie will man das ohne die Dazwischenkunft des Schöpfers erklären?

Die Torheiten des Materialismus haben zur Hypothese des Welt-Gottes geführt und diese Hypothese heißt Pantheismus; allein der Grund ist immer derselbe. Die Welt, die wir sehen, ist selbst Gott; es ist dies eine einfache Voraussetzung, welche die Anhänger wie ein Axiom uns gegenüber stellen. Sie kennen nur eine Substanz, auf verschiedene Weise modifiziert in den Wesen, die wir sehen. Um diese Hypothese gelten zu lassen, müßte man zunächst annehmen, daß alle Wesen nichts anderes als eine Modifikation des einen, unbestimmten Wesens seien, eines Phantasiegebildes, eines Abglanzes der Natur selbst, ohne daß es durch irgend etwas von ihr unterschieden wäre.

Gibt es eine Hypothese, die dem menschlichen Gefühle mehr widerspricht? Beruhen etwa die Beziehungen des Lebens nicht alle auf der Überzeugung von der Wirklichkeit der Dinge? Wer wird sich einreden, daß das Objekt und das Subjekt, das Ich und

das Nicht-Ich, das Wahre und das Falsche alles ein und dasselbe sei? Hier ist kein Geheimnis, sondern Widerspruch! Und um diesen anzunehmen, müßte man die Vernunft leugnen. Diese erzeugende Substanz, was ist sie denn? Welches sind ihre Eigenschaften, welches ist ihre Natur? Ist sie Geist oder Stoff? Wenn sie Stoff ist, wie kann sie vernünftige Wesen erzeugen? Man sagt: Sie ist beides zusammen. Aber ist das möglich? Diese Substanz, der man jegliche Persönlichkeit abspricht, sowie jede freie, unabhängige Tätigkeit, die eigentlich nur eine blinde Kraft ist, wie hätte sie in ihrer Tätigkeit die Ordnung und eine wunderbare Einheit des Planes beibehalten können? Und wenn sie bei jeder neuen Kombination einen Gott, ein neues Wesen, ein neues Individuum hervorbringt, so ergibt sich daraus, daß die Gottheit nicht vollständig ist, daß sie immer im Begriffe ist, neue Kräfte zu sammeln. Allein ein Gott, der erst im Begriffe steht, sich zu bilden, ist kein Gott. Er wäre ja zur selben Zeit Ursache und Wirkung.

Die Teile, die sich von einer und derselben Substanz lostrennen, müssen ferner an den Eigenschaften der Substanz selbst teilnehmen. Somit haben also die Steine, die Pflanzen, die Früchte Anteil an den Eigenschaften Gottes, da sie von Gott ausgehen. Und wie soll endlich dieser Gott, diese Substanz in der so verschiedenen Individualität, Bewußtsein seiner selbst erlangen? Wie hat er den Begriff des „Ich“? Dieses Bewußtsein muß in jedem Dinge sein. Aber welcher vernünftige Mensch hätte den Mut zu sagen: Ich

nehme an allen Eigenschaften der Gottheit, der Allmacht teil?

Die dritte von diesen Hypothesen will weder die Welt ohne Gott, noch den Welt-Gott, sondern läßt die Welt und Gott unabhängig von einander zugleich bestehen, ohne zuzugeben, daß die Welt von Gott erschaffen sei. Wenn aber die Welt unabhängig von Gott besteht, so frage ich: Woher kommt sie denn?

Um diesen Absurditäten zu entgehen, bleibt nichts anderes übrig, als zu sagen: Gott ist der Schöpfer des Himmels und der Erde. Diesem Artikel unseres Glaubens gegenüber bemüht sich nun die moderne Wissenschaft, die denselben nicht annehmen will, die Schöpfung durch die spontane Zeugung und die Mannigfaltigkeit der Zeugungen durch die Umänderungen der Arten zu erklären. Ein schönes Wort, um alles zu erklären! Das erste Leben ist durch eine blinde Notwendigkeit aus sich selbst entstanden. Da dieses Leben den Keim seiner Entwickelung in sich trug, so entfaltete es sich unter dem Einflusse des Strebens nach Bewegung; und siehe, ein großes Wunder! zuerst haben wir das Protoplasma, dann die Monaden, die Weichtiere, die Reptilien, den Affen und endlich den Menschen. Offenbar ist die Erklärung deutlich und klar; alles ist nun begreiflich. Allein unglücklicherweise entbindet die Klarheit nicht von der Beweisführung. Und wo sind die Beweise? Wer hat die Tatsachen festgestellt? Und nun schwindet die Hypothese wie ein Traum.

Sehen Sie, das ist eine Hypothese, die nicht bewiesen, ja von den Tatsachen Lügen gestraft wird.

Aber selbst wenn sie wahr wäre, so würde sie uns dennoch nicht das Recht geben, die Schöpfung Gottes zu beseitigen, denn woher kommen jene ersten Gebilde? Sind sie aus sich selbst entstanden, so kehren wir zum Materialismus zurück; sind sie von Gott gemacht, so haben wir die Schöpfung. So müssen wir mithin, um das Dasein der Welt zu erklären, auf die Schöpfung durch Gott Bezug nehmen; wir müssen den Artikel unseres Glaubens wiederholen: Gott ist der Schöpfer der Welt. Ja, ja, das bleibt ewig wahr. Keine einzige Hypothese wird jemals die Bewegung von der Trägheit, das Leben von dem Tode herleiten können; somit muß ein erstes Leben angenommen werden, ein erster Beweger, der über allen Dingen steht, Gott!

II. Vernunft und Wissenschaft bestimmen uns, jene Hypothesen zurückzuweisen; aber hierzu führt uns auch der Gedanke an unser Geschick. Werfen wir nur einen Blick auf die Gesetze, welche die physische Welt beherrschen; sie sind das Bild jener, die der sittlichen Welt vorstehen, oder besser gesagt, es sind dieselben grundlegenden Gesetze auf die sittliche Welt angewendet. Nun, in der physischen Welt muß man vom Himmel das Geheimnis des Lebens erfragen; die Erde muß von der Sonne die Wärme verlangen. Entfernen Sie die Erde von der Sonne und Sie werden das Leben aufhören sehen, Sie haben die Kälte und die Finsternis; auf die Seufzer des Lebens kommt das Schweigen des Todes, und ich weiß nicht, in welchem Teile des Weltenraumes farblos die Erde liegen würde, die jetzt aufhüpft unter dem himmlischen Strahle. Und wenn es auch nicht notwendig ist,

gerade bis zu jener vollständigen Trennung von Leib und Seele zu gehen, was sind denn die Gegenden, wo kaum ein Sonnenstrahl hindringt? Sie sind noch nicht einmal ein schwaches Bild derjenigen Gegend, welche die Sonne erwärmt. Der Himmel ist es, der die Erde ernährt.

Das nun, was in der physischen Welt vor sich geht, ereignet sich auch in der sittlichen Welt. Gott ist die Substanz, das erste Prinzip eines jeden Seins, der Grund, das Licht, die Liebe, der uns sein unaussprechliches Leben mitteilt. Und das, was sich von ihm trennt, ist tot.

Was soll ich von den Geschicken der Völker sagen? Die Ereignisse haben ein schreckliches Licht um sich geworfen; sie haben gezeigt, zu welchem Abgrunde der Atheismus hinführt; sie haben das Los enthüllt, welches den Nationen aufbewahrt ist, die sich von Gott entfernen. Die Geschichte der Ideen und der Tatsachen hat sich mit der unerbittlichen Deutlichkeit eines Axioms vor unser Auge hingestellt. Es ist nicht möglich, sich über die Lehren einer Täuschung hinzugeben, die so blutige Seiten in die Geschichte gezeichnet haben.

II.

Der Mensch

In der Schöpfung, zwischen dem Himmel und der Erde, zwischen dem Geiste und dem Stoffe, zeigt sich ein Wesen, das die Vollkommenheit der körperlichen Geschöpfe in sich aufnimmt und begreift, mit dem die Vollkommenheit der geistigen Geschöpfe ihren Anfang nimmt. Dieses Wesen ist der Mensch; der Mensch, der auf der großen Stufenleiter der Wesen den Mittelpunkt bildet und gleichsam als der Ring in der Schöpfung dient, der den Himmel mit der Erde, den Geist mit der Materie, die höheren Reiche mit den niederen verbindet, der in seiner Natur eine wunderbare Vereinigung darstellt.

Diese bevorzugte Stellung, in der wir den Menschen sehen, und die den Grenzpunkt der Vollkommenheit der Materie in dem körperlichen Wesen, sowie den Anfangspunkt der Vollkommenheit der Geister bezeichnet, macht das Studium dieses Wesens lehrreich. Die Untersuchung der menschlichen Natur ist ja auch stets als eine sehr wichtige Sache betrachtet worden. Schon das Heidentum sagte: Erkenne dich selbst! Auch das Christentum ließ die Wichtigkeit

derselben durch seinen berühmten Kirchenlehrer Augustinus schildern, der zu Gott dem Herrn das Gebet empor sandte: Herr, mache, daß ich mich selbst erkenne!

Dieses Streben ist natürlich; es ist ein Gesetz unseres vernünftigen Seins, es offenbart sich im gefallenen Menschen so gut wie im wiedergeborenen, in den Finsternissen des Heidentumes ebenso wie in der Erlösung.

Wer bin ich? Das ist die erste Frage, die der Mensch sich stellt. Woher komme ich? Wohin gehe ich? Das ist die Frage, die auch wir uns vorlegen wollen. Das Problem ist in seiner unermeßlichen Ausdehnung vorgelegt; es bezieht sich auf unsere Vergangenheit, auf unsere Gegenwart, auf unsere Zukunft, auf unsere Geschicke. Was antworten wir auf diese so einfache Frage? Haben Sie die Güte, mir Ihre freundliche Aufmerksamkeit zu schenken.

I. Was ist der Mensch? Was müssen wir von ihm denken? Welche Stellung nimmt er auf der großen Stufenleiter der Wesen ein? Insoweit die rationalistische Philosophie eine Antwort hierauf versuchte, kam dieselbe immer auf Überschwenglichkeiten hinaus. Um den Ursprung des Menschen zu erklären, fand sie nur den Pantheismus; um die Niedrigkeiten, die sich im Menschen finden, zu erklären, fand sie nur den Materialismus, und schließlich leugnete sie die höhere Bestimmung des Menschen.

Um zu erklären, wie der Mensch oft so tief hinabsinken, wie in demselben Widersprüche sich vorfinden können, hat sie die Abstammung desselben vom Affen

behauptet, indem sie sagte, daß der Mensch nur im Vergnügen seine volle Bestimmung, sein ganzes Glück zu suchen habe; in einem Punkte des Weltenraumes geboren, sei er ein Insekt gleich den anderen, ein Atom im Schweigen der Unermeßlichkeit. Und das ist die Lehre, die heutzutage maßgebend ist, die man den Jünglingen vorträgt, und auf diese Weise die Erniedrigung des Menschen und der Familie, sowie den Ruin des Vaterlandes vorbereitet!

Im Anfang war der Mensch ein spontaner Keim, alsdann ward er eine Molluske, dann ein Wirbeltier, gerade so wie die anderen, dann ein Affe; und als er eines schönen Morgens aufwachte, fand er sich als Menschen wieder, er bildete sich eine Sprache mit Hilfe der Grammatik, baute sich ein Haus, kleidete sich, gesellte sich anderen Affen zu, schloß Handelsverträge ab und erfand die Dampfkraft.

Alles das ist freilich ganz einfach. Aber woher kommt dieser Keim? und wie ist dieser Keim zum Affen und von dem Affen zum Menschen avanciert? Indem die kommunistische Schule diesen Grundsätzen folgt, kommt sie zu dem Schlusse, daß es an der Zeit sei, an die Stelle der Familie die Befriedigung durch das Vergnügen zu setzen. Cuvier sagt, die Familie sei nichts anderes als eine Verbindung zur Fortpflanzung der Spezies, und Cadet wiederholte diese Folgerungen: die menschlichen Gesetze seien ein strafbarer Eingriff in die rechtmäßige Ordnung, und darum sei es notwendig, zur Verteilung der gesellschaftlichen Güter zu schreiten. Und diese Lehren, diese Reden

wollen als ein Fortschritt gelten, während sie uns doch zum Heidentum zurückführen, und selbst tief unter dasselbe.

Dennoch gibt es Augenblicke, in denen wir zum Glauben versucht werden, daß der Mensch nur ein vervollkommnetes Tier sei. Wenn wir die Gelehrigkeit des Pferdes, die Treue des Hundes sehen, sagen wir wohl: Sehet diese armen Tiere, auch sie haben ein vernünftiges Prinzip, auch sie wissen die Gegenstände von einander zu unterscheiden, und manchmal sind sie, die armen Tiere, selbst besser als wir! Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen zeige, worin sich der Mensch vom Tiere unterscheidet.

Das Tier hat Instinkt; der Mensch hat Vernunft; und obschon das Tier in gewissem Grade dem Menschen ähnlich ist, so liegt doch zwischen beiden ein unermeßlicher, unberechenbarer Abstand, denn die Seele des Menschen hat die Fähigkeit des Guten und des Bösen, sie besitzt die Unsterblichkeit. Die Tiere haben Organe, welche das Gefühl erregen, aber ohne geistiges Bewußtsein desselben, während im Menschen nach dem Gefühle die Wahrnehmung, der Gedanke, das geistige Bewußtsein kommt; daher sind wir von unserm Gedanken überzeugt.

Die Vorläufer des Materialismus behaupteten, die Empfindungen seien die Quelle unserer Ideen. Das Tier sieht und hört zwar, allein dieses Sehen und Hören ist gleichsam nur ein organisches Brausen zum Unterschiede vom Menschen, der in seiner Seele die Wahrnehmung und das Bewußtsein dieser Wahrnehmung empfängt. Ferner sind beim Tiere die

Organe von dem vernünftigen Prinzip in ein Verhältnis gebracht worden; der Löwe und der Tiger haben, da sie mit Wildheit begabt sind, Krallen von Eisen und Zähne von Diamant; dem furchtsamen Hasen ward nur die Leichtigkeit des Sprunges gegeben; Verhältnis der Organe zu den Bedürfnissen, das ist das Tier. Beim Menschen folgt hingegen alles in umgekehrter Ordnung; die Organe stehen im umgekehrten Verhältnis zu dem Bedürfnisse. Wir haben Furcht, aber keine Mittel zur Verteidigung; wir kommen zur Welt und wissen nicht zu essen und nicht zu schwimmen, und doch sind wir die Herren, weshalb? Weil in unserm Körper die Seele wohnt. Sie bedient sich der Hand zur Arbeit, zum Schaffen der Meisterwerke, zur Vollführung von Taten, die imstande sind, die ganze Erde zu entzücken.

Erschrecken Sie nicht über die organische Ähnlichkeit zwischen dem Menschen und dem Tiere. Je mehr das Tier durch den äußeren Eindruck und durch die Zutraulichkeit des Blickes uns gleicht, desto mehr müssen wir schließen, daß in ihm keine vernünftige Seele wohnt, da es bisher keinen Schritt in dem geistigen Leben getan hat. Der Vogel setzt uns durch seinen Gesang in Erstaunen; allein nach einer langen Reihe von Jahren ist dieser Gesang noch immer derselbe. Der Krebs ist stets nach rückwärts gegangen. Aber welche Macht sehen wir im Menschen!

Vor allem ist es die Wirkung, in der wir die Ursache erkennen. Das Tier ist mit der Fähigkeit, zu behalten, ausgestattet; während aber sein Gedächtnis nur den Eindruck der Phänomene bewahrt, finden wir

im Menschen auch die Erinnerung an himmlische Dinge und an die Gedanken.

Auch die Tiere sind mit der Fähigkeit, zu lernen, begabt, aber doch nur in beschränktem Maße, so behaupten Aristoteles und Plinius. Sie können wohl einen Papagei zehn, zwanzig Worte sprechen lehren, aber nichts weiter. Der Papagei Cuvier's sprach ganze Sätze aus; das ist viel. Aber legen Sie nur diesen Tieren eine geschriebene Seite vor, sie werden sie nicht lesen. Geben Sie einem Affen ein Musikstück, er wird es nicht verstehen. Ich habe einmal gelesen, daß ein Tierbändiger zwei Jahre darauf verwandte, einen Elephanten zu lehren, Wein einzuschenken; ein Neger würde dies in zwei Minuten lernen. Und wir, die wir die Mathematik studieren, die Künste und die Meisterwerke zu beurteilen verstehen? Führen Sie nur einmal diese Tiere in unsere Gallerien, in unsere Museen; sie werden schauen, aber nicht verstehen. Welches ist dagegen die Macht des Menschen? Geben Sie ihm eine Meßrute und einen Kompaß, und er wird Ihnen die Erde messen, die uns trägt; mit wenigen Noten zeichnet er Ihnen alle Töne der Musik hin; der Ingenieur mißt Ihnen das Meer und das Weltall. Welch göttliches Schauspiel! „Ich gerate in Erstaunen," sagte der heilige Augustinus, „wenn ich an den Menschengeist denke!" Ja, in welchem Abstande befinden wir uns von den Affen, die nichts begreifen können, nichts zu vervollkommnen wissen, deren Einsicht sich darauf beschränkt, uns in der Verfertigung irgend eines Gegenstandes nachzuahmen!

In der moralischen Ordnung haben wir das Schöne, das Wahre, das Unendliche. Das Schöne dringt in unsern Geist ein, zwingt uns zugleich Bewunderung und Liebe ab, die geheimnisvolle Zuneigung, die uns anzieht und den Enthusiasmus weckt. Es gibt Tage, wo alles schön ist, und wenn wir Vermögen hätten, würden wir es gerne gänzlich hingeben. Der Mensch lebt eben nicht bloß das organische Leben, sondern er lebt für die Ehre, er lebt für das innig geliebte Weib, er lebt für seine Kinder. Wir lieben das Unendliche, wir lieben Gott und unsere Liebe wird bis zur Leidenschaft gesteigert. Freilich gibt es Menschen, die nicht lieben, das ist wahr; aber alle können lieben. Der Mensch hat das Gebet, das Gebet, das so süß, so rührend ist.

Ein Mensch hatte einen Adler getötet; da er ihn betrachtete, dachte er: Welch schöner Vogel! Welche mächtige Flügel! Das ist der Triumph der Materie! Was haben wir Größeres? In diesem Augenblicke traf sein Ohr eine Stimme, die sagte: „Vater unser, der du bist in dem Himmel!“ Es war die Stimme seines Kindes, welches sein Gebet verrichtete. Tränen zärtlicher Liebe traten diesem Manne in die Augen und er dachte: Der Adler fliegt und ist mächtig, aber mein Kind spricht und betet.

In dem Menschen finden wir also jene Macht des Begriffes, welche alle Probleme zu lösen versucht, und jene Energie der Entwickelung, die kein Tier zu zeigen vermag. Haben wir etwa den Mut, die Seele, die sich in den Weltenraum erhebt, den Gedanken, der vor dem Unendlichen nicht zurückweicht, mit dem

Instinkte des Tieres zu vergleichen, welches bei den äußeren Eindrücken der Phänomene stehen bleibt? Diese Seele, die in dem Augenblicke, wo sie sich vom Körper trennt, manchmal so viel Glanz um sich verbreitet; diese Seele, die sich so abmüht für die Pflicht, um sich mit Tugenden zu schmücken; diese Seele, die von der Erinnerung lebt, kann man sie wohl mit dem Instinkte des Tieres vergleichen? Das hieße wahrhaftig eine sehr tröstliche Lösung dem Probleme des Lebens geben! Dann ständen ja unsere Geschicke noch unter denen des Tieres, und wir müßten sagen, daß die Natur uns eine Stiefmutter gewesen; das hieße annehmen, der Mensch sei nur ein unvernünftiges Tier.

Nein, er zeigt so herrliche Bestrebungen, so großartige, offenbar göttliche Anlagen; es ist unmöglich, dem Menschen das Grab als letzten Endpunkt vorzusetzen!

Werden wir also den Menschen zu einem Geschöpfe Gottes machen? Doch, das ist unmöglich, da in ihm ja unbegreifliche, schlechte Neigungen sind, Bestrebungen, öfters selbst niedriger, als die des Tieres! Was sollen wir also tun? Wer wird uns eröffnen, was der Mensch ist? Der Mensch ist das Ebenbild Gottes, sagt die Bibel. „Ihr seid geschaffen nach der Ähnlichkeit Eures Schöpfers," sagt der heilige Paulus. Der Mensch ist das Ebenbild Gottes, er ist ein kleiner Gott! Wie schön ist dieses Wort! Ja, ein kleiner Gott! Da Gott ein Geschöpf machen wollte, warf er einen Blick auf sich selbst und formte sein Bildnis.

Freilich, Gott ist ein notwendiges Wesen, der Mensch nicht; aber wenn einmal der Mensch geschaffen ist, so nimmt er in gewissem Sinne an den Eigenschaften Gottes teil, da ja die Fähigkeit zu denken zu diesen Eigenschaften gehört.

Gott ist einfach; wir hingegen sind aus Leib und Seele zusammengesetzt; der Leib besteht aus Organen und diese aus Atomen; aber in der Mitte von allem befindet sich ein Punkt, ein einfaches Wesen, welches Körper und Atome beherrscht.

Gott ist unermeßlich, und der Mensch? Seine Seele ist nur ein Punkt; aber dieser Punkt umfaßt mit seinem Blicke einen unbegrenzten Gesichtskreis. Die Seele des Menschen hat Einsicht und Gedanken. Gott denkt uud erzeugt seinen Sohn. Das innerste Leben Gottes umfaßt einen Akt der Liebe; und auch der Mensch liebt, und in jedem seiner Akte ist Liebe, sogar wenn er haßt, denn der Haß ist nichts als eine vergiftete Liebe. Mit einem Worte: das, was in Gott Wesenheit ist, ist im Menschen Abglanz, aber es findet sich auch im Menschen vor.

Das ist das Ebenbild Gottes; das ist das Wort der Bibel! Da Satan sagte, daß der Mensch Gott gleich sei, log er. Nein, er ist nur ein Bild Gottes. Das ist die Lehre, die der Mensch, die Familie, der Arbeiter, das Volk, das Vaterland benötigt! Es ist die Lehre, die der Mensch benötigt, damit er auf der Höhe seines Wesens sich halte; die Familie, damit sie in ihrem Schoße die Reinheit und Heiligkeit der Gesinnung bewahre; das Volk, damit es die Kraft besitze, mit Ergebung seine Schmerzen zu tragen; das

Vaterland, denn das ist die einzige Lehre, die uns ein gleichgeartetes, starkes, siegreiches und freies Vaterland geben kann, da nach ihr der Mensch nicht das Ebenbild des Affen an sich trägt, sondern Gottes Bild und Gleichnis!

II. Man wird mir einwenden: Sie sagen, der Mensch sei ein Ebenbild Gottes. Wie wollen Sie aber alsdann den großen Widerspruch erklären, der sich in unserem Innern vorfindet?

Da die Menschheit aus Gottes Hand hervorging, trug sie die Gnade in sich, welche auf die Natur sich herabsenkte, dieselbe mit wunderbarer Zärtlichkeit umfing, die Finsternis von ihr entfernte, ihr zu unnahbaren Tiefen vorzudringen und Geheimnisse zu verstehen gestattete, die über ihren Verstand hinausgingen, welche ihre Bewegungen leitete und ein Gleichgewicht der Kräfte schuf, das ihre Vollkommenheit ausmachte. Nachdem die Gnade in den Menschen eingedrungen war, erstickte sie die Begierlichkeit und die Unordnung und gab ihm die Grundsätze der Liebe und der Gerechtigkeit ein. Das ist das Werk Gottes in seinen Anfängen. Wie schön war damals der Mensch, funkelnd von Licht und Gnade!

Aber Gott in seinen ebenso anbetungswürdigen als unerforschlichen Ratschlüssen beschloß, den Menschen einer Prüfung zu unterwerfen; er gestattete, daß ein furchtbarer Feind sich ihm nahete und diese Worte zu ihm sprach: Du bist wie dein Schöpfer! Und der Mensch vergaß Gott; in sein Herz drang der Neid und die Undankbarkeit ein.

Da nahm ihm Gott, um ihn zu strafen, nicht

etwa das Leben, sondern die Gnade. Und nun blieb in ihm auf der einen Seite die Wahrheit, auf der andern der Irrtum; diese beiden widersprechenden Dinge vermischen sich in seinem Gedanken und verursachen ihm Qual; in ihm sind darum zwei Mächte, eine, die nach dem Himmel strebt, und eine andere, die nach der Erde zielt. Sagt doch der heilige Paulus, daß im Menschen zwei Menschen seien: der Mensch der Gnade und der irdische Mensch. Diese beiden Menschen geraten mit einander in Kampf; das ist der Grund des Widerspruches.

Die Geschichte hat diese Tatsachen bestätigt; und wenn man diese Tatsachen nicht annehmen will, was geschieht alsdann? Man fällt in den Trugschluß Rousseaus, der sagte, daß der Mensch gut geboren werde, aber die Gesellschaft ihn verderbe. Die Schlußfolgerung, die man daraus zieht, ist die, daß man, um den Menschen zu verbessern, zuerst die Gesellschaft verbessern müsse.

Aber nein! Ihr seid es, die schlecht sind, und ihr müsset den Menschen verbessern, nicht die Gesellschaft. Lassen wir darum die Utopien bei Seite, die das Verderben der Familie und des Vaterlandes sind!

III.

Die Vorsehung

Gott, als Urheber der stofflichen und geistigen Substanzen, welche die Schöpfung bilden, beschränkte sich nicht einzig auf den Akt des Erschaffens, sondern er regiert diese Substanzen und leitet sie zu dem Ziele, welches er sich vorgesetzt hat. Diese Regierung des Schöpfers vollzieht sich nach Gesetzen, die sich mit dem doppelten Charakter der Notwendigkeit und der Pflicht bekleidet zeigen, je nachdem sie sich auf rein stoffliche oder mit Vernunft begabte Wesen beziehen. Diese Regierung, der kein Geschöpf sich entziehen kann, die mit unzerstörbarer Kraft vorgeht, nennt man die Vorsehung.

Die Vorsehung ist also die Regierung Gottes über die geschaffene Ordnung, und zwar besagt sie in weiterem Sinne die Erhaltung des Geschöpfes selbst; aber im engeren, der Etymologie des Wortes entsprechenderen Sinne, bedeutet sie die Regierung Gottes über seine vernünftigen Geschöpfe.

Die Ungläubigen, die den Gedanken an das Dasein Gottes aus dem Herzen des Volkes nicht zu reißen vermochten, bemühen sich zu beweisen, daß Gott

seine Geschöpfe nicht behüte. „Wollet ihr, daß wir die Gottes-Idee annehmen?“ sagen sie. „Wir möchten wohl; aber wozu an einen Gott glauben, der sich um uns nicht kümmert?“

Diesen Irrtum müssen wir bekämpfen. Sie wissen, daß ich dazu der Unterstützung Ihrer Aufmerksamkeit bedarf; ich bitte Sie, mir dieselbe gütigst gewähren zu wollen.

I. Daß es eine Vorsehung gibt, beweisen die Erfahrung, die Eigenschaften Gottes selbst, die Autorität. Beobachten Sie nur das Schauspiel der Natur, und Sie werden in demselben eine beständige, dauernde Harmonie vorfinden; Sie werden finden, daß hier ein allgemeines, die Natur beherrschendes Gesetz nicht geleugnet werden kann. Diese Harmonie besteht in der Welt mit einer Beständigkeit, die niemals versagte, obwohl die Beziehungen der Wesen innerhalb derselben gar sehr verwickelt sind. Unzählig sind die Räder dieser Maschine; und doch gab es nie einen Anstoß, nie eine Abweichung. Jedes Wesen hat stets die zu Anfang ihm gewordene Aufgabe erfüllt, dadurch zu dem allgemeinen Besten beitragend. Mit einem Worte, alles zeigt eine vorsorgliche Tätigkeit. Wem sollen wir nun diese vorsorgliche Tätigkeit zuschreiben? Doch niemanden anders, als dem Schöpfer des Weltalls selbst. Somit hat Gott für seine Geschöpfe Sorge; es gibt also eine Vorsehung.

Wir glauben unwillkürlich an die Vorsehung. Wir sehen nämlich, daß der Mensch in der Stunde des Mißgeschicks, in dem Augenblicke der Gefahr zu Gott seine Zuflucht nimmt. Unwillkürlich sprechen wir

alsdann ein Gebet; wir erheben unsere Augen zum Himmel, und hier in dem Himmel suchen wir Hilfe. Diese Tatsache muß aber eine Ursache haben; und was wird diese Ursache sein? Welche Hypothesen man auch immer aufstellen mag, man wird keine andere Ursache zu entdecken vermögen als Gott, und zwar Gott, betrachtet nicht allein als Schöpfer und Urheber der Gesetze, welche die Schöpfung regieren, sondern als das höchste Wesen, das uns in unseren Nöten erhört, das seinen Geschöpfen zu Hilfe kommt. Das ist nun einmal unser Glaube, und wenn wir den Versuch machen wollten, daran nicht zu glauben, so würde es uns nicht gelingen.

Unser Gott ist vorsorglich. Er hat uns geschaffen, er schenkt uns seine Liebe und wir gefallen uns in dem Gedanken, daß alles durch ihn gemacht ist.

Den anderen Grund für das Bestehen der Vorsehung finden wir in dem Wesen Gottes, das ein absolutes, vollkommenes, unendliches, vernünftiges, gutes und weises ist. Gott hat uns geschaffen, und weil er gut ist, kann er seine Geschöpfe nicht im Stiche lassen. Er wäre ja sonst ein Vater, der unter dem Vorwande, seinen Kindern die Freiheit zu lassen, sich nicht um sie kümmert. Und warum sollte uns Gott ohne Regierung lassen? Das wäre doch bloß möglich entweder aus Mangel an Macht, oder aus Mangel an Willen auf seiner Seite. Ein Mangel an Macht kann aber doch bei Gott nicht eintreten, da ja keine geschaffene Macht mit der unendlichen Allmacht des Schöpfers sich vergleichen kann; ein Mangel an Willen gleichfalls nicht, da Gott alsdann

weder weise noch gütig und vor allem nicht gerecht sein würde. Somit würde die Voraussetzung eines Gottes ohne Vorsehung der Voraussetzung eines Gottes ohne Macht und ohne Gerechtigkeit gleich kommen. Aber das wäre doch nicht unser Schöpfer! Die Leugnung der Vorsehung ist also gleichbedeutend mit der Leugnung der göttlichen Natur. Und darum finde ich es logischer, sich einfach als Atheisten zu erklären, als einen ohnmächtigen Gott ohne Vorsehung annehmen zu wollen.

Dieses Dogma ist ferner unserer Vernunft so entsprechend, daß man an demselben unmöglich zweifeln kann, und daß immer und bei allen Völkern, bei den wilden so gut wie bei den gesitteten, dieser Glaube sich findet. In der Tat, was beweist denn vor allem unsern Glauben? Das Gebet. Und welches sind die Zeugnisse für das Gebet? Die Altäre. Nun gut, bei allen Völkern und zu allen Zeiten finden wir Tempel und Altäre. Babylon, Theben, Memphis, Athen, Rom besaßen großartige, den Göttern geweihte Gebäude, und die wilden Völker übten ihren Kultus auf Steinblöcken aus, die sie mit Blut benetzten. So hat man also überall und immer an die Vorsehung geglaubt. Denn, was ist das Gebet anders, als der Ausdruck des Glaubens an eine Vorsehung, an einen allmächtigen Gott?

Das Zeugnis der Völker vereinigt sich mit dem der Tatsachen, um uns in unserem Glauben an die Vorsehung zu bestärken. Tertullian sagte: „Die Seele des Menschen ist von Natur aus christlich.“ Und der Mensch wendet sich in den Tagen des

Unglücks, in dem Augenblicke der Gefahr an Gott. Er ist es, der unsere Schritte unterstützt. Der Mensch fühlt seine Schwäche, und sobald dieser Glaube fehlt, dann geht es ihm wie dem Kinde, dem die Mutter fehlt.

Darum hat Gott gerade dieses Dogma mit allen Garantien umgeben wollen. Er hat sich nicht damit begnügt, den Glauben daran auf das Zeugnis der Völker und das Schauspiel des Weltalls zu gründen. Er hat gesagt: „Ich bin dein Lohn, ich bin deine Vollkommenheit!"

Das Gebet, welches der Atem der Seele genannt wird, ermutigt den Menschen. Er hebt die Augen gen Himmel, faltet die Hände und spricht: Vater unser, der Du bist im Himmel; gib uns heute unser tägliches Brot! Wie sollte unser Geist zu diesem Gebete kommen, wenn er nicht den Glauben an Gottes Allmacht, an die Vorsehung besäße? Ja, nur ein Unverständiger kann sagen, es gebe keine Vorsehung.

Im Altertume treffen wir Epikur, der die Schöpfung einem Zufall zuschreibt. Aber was ist der Zufall? Er ist nur ein leeres Wort. Um tätig zu sein, muß man doch existieren; um zu regieren, muß man Verstand haben. Existiert aber der Zufall und kann er Verstand haben? Wenn man die Schöpfung herrlich und bewundernswert findet, kann man dann dem Glauben versagen, der sie hervorbrachte? Ein sonderbarer Widerspruch! Man findet den Akt der Schöpfung bewunderungswürdig, aber unserer Bewunderung unwürdig den Akt, der sie erhält!

Die Geschichte lehrt uns, daß zu aller Zeit der

Glaube an die Vorsehung bestand, und dieser Beweis vermag uns kaum davon zu überzeugen, daß die Vorsehung allein die Lenkerin der Welt ist.

Die Feinde des Dogmas behaupten, es sei Gottes unwürdig, sich der Geschöpfe anzunehmen. Allein, es ist doch ein Widerspruch, Gott jene Liebe, jene Erbarmung, jene zärtliche Sorge abzusprechen, die man bei dem letzten Geschöpfe zuläßt. Wenn der Landmann den Samen in die Erde gestreut hat, der aufsprießend seine Nahrung bildet, und wenn er alsdann im Frühlinge das Unkraut ausreißt, das die Saat überwuchert, verletzt er etwa dadurch die Würde, welche die Ehre der Arbeit ihm verleiht? Ein Staubkörnchen gilt aber auch in den Augen Gottes ebenso viel wie ein Granitberg.

Jegliche Größe und jegliches Ding auf der Welt kommt von Gott her, es gibt keinen Rangunterschied vor ihm. Alle Mächtigen sowohl, wie alle Kleinen und Schwachen sind vor Gott dem Herrn gleich. Gotteslästerung war darum jenes Wort einer sehr begabten Dame, die einmal sagte: „Glaubet es mir, der Herr wird sich einen Augenblick bedenken, ehe er die Mächtigen der Erde richtet!“ Das ist eine verwerfliche Torheit, eine Überhebung, die mehr lächerlich als unverschämt, ihr Vorbild im Pharisäer des Evangeliums findet. Nein, Gott zieht das nicht in Betracht, was die Welt groß nennt. Er ist eben der Vater von allen und liebt alle auf gleiche Weise, Gelehrte und Unwissende, Reiche und Arme, Sünder und Unschuldige.

Wenn dem aber so ist, wie erklären sich dann die

Unterschiede in den Verhältnissen der Menschen? Wie soll man an einen gerechten, weisen, guten Gott glauben, wenn man die Guten verachtet, die Bösen aber geehrt sieht? Wenn es eine Vorsehung gibt, warum straft sie nicht das Laster und warum belohnt sie nicht die Tugend?

Zunächst muß bemerkt werden, daß dieses als allgemeine Voraussetzung falsch ist. Nicht alle Guten sind unglücklich, und nicht alle Bösen sind glücklich; denn es gibt ein inneres Glück, das ausschließlich den Guten zuteil wird, während der Anteil der Bösen die Gewissensbisse sind, welche auf das Laster folgen.

Dennoch bleibt es immer wahr, daß es Tugendhafte gibt, deren Unglück ihrer Tugend gleichkommt. Wie soll man aber das mit der Idee von einem gerechten Gotte vereinbaren?

Wollte jemand etwa bei dem Lesen der „Athalie" von Racine gleich nach dem ersten Akte aufhören und, da er den Unschuldigen von einem blutgierigen Menschen unterdrückt sähe, auf den Dichter des Dramas schelten, was würden Sie alsdann sagen? „So warten Sie doch, bis das Drama zu Ende ist, und Sie werden den Triumph der Unschuld schon sehen!" Nun gut; dasselbe gilt vom Triumphe des Guten. Warten Sie, gedulden Sie sich, bis das große Drama des Lebens zu Ende ist! Ohne Zweifel, wenn dieses Leben Gottes letztes Wort wäre, wenn der Mensch sein endgiltiges Geschick hienieden finden würde, dann wäre dies allerdings eine feierliche Verleugnung der Vorsehung. Allein, das gegenwärtige Leben, diese unsere irdischen Tage sind nicht das Ende des Dramas; sie

sind nur die erste Szene, sie sind die Vorbereitung auf die ewigen Geschicke.

Wenn es sich ferner um die Ratschlüsse Gottes handelt, darf man nicht von dem Einzelnen einen Schluß ziehen, sondern von der Allgemeinheit. Es ist gesagt worden, daß viel Wissenschaft zum Glauben zwingt, daß aber wenig Wissenschaft vom Glauben entfernt. Um über ein großes Werk ein Urteil zu fällen, darf man es nicht bloß von einem einzigen Gesichtspunkt aus betrachten.

Das ist die erste Antwort. Sie würde genügen, um die Ungleichheit der Guten und Bösen auf ein Weniges zu beschränken, um zu beweisen, daß die Vorsehung, indem sie hienieden Etwas unvollständig läßt, den Menschen nur einer Prüfung unterwirft und ihm die Überzeugung gibt, daß er in sich den Keim der Unsterblichkeit trägt, kurz, daß sie einen schönen Beweis von der Unsterblichkeit der Seele liefert.

Aber es gibt noch andere Gründe. Wir wollen über die Gerechtigkeit Gottes ein Urteil abgeben; aber haben wir auch beachtet, wie trügerisch öfters unsere Urteile über die irdischen Dinge sind, wie sie uns gar oft in Irrtum führen? Wir gewahren beispielsweise einen Akt der Heuchelei und wir halten ihn für einen Akt der Tugend. Nun gut; müßte also Gott, um gerecht zu sein nach unserem Urteile, diesen Akt belohnen, den wir für tugendhaft halten, der aber in Wirklichkeit nur die Frucht der Heuchelei ist?

Wir ärgern uns über den Triumph des Bösen und denken nicht daran, daß irdisches Glück oft zu einer Strafe in der Zukunft wird, da es Veranlassung

gibt, die Tugend zu vergessen, während die Leiden verhindern, daß man den Weg der Pflicht verläßt. Darum findet der rechtschaffene Mensch auch mitten im Unglück eine Quelle des Glückes. Gott, der die ganze Schöpfung nach allgemeinen Gesetzen regiert, kann nicht einen Augenblick die Ausführung dieser Gesetze aufheben, um die Tugend zu belohnen und das Laster zu bestrafen.

Und dann, wenn die Guten immer von jeglichem Übel ausgenommen wären, wo wäre da das Verdienst der Beharrlichkeit im Guten? Die Guten würden sich an die Güter dieses Lebens gewöhnen, ohne auch nur an ihr unsterbliches Geschick zu denken, und das ist gerade die Gefahr, die im Wohlergehen liegt. Das Mißgeschick hienieden lenkt die Gedanken des Menschen auf den Himmel, wie die des Verbannten auf sein fernes Vaterland.

Und wenn die Tugend stets belohnt würde, dann würde ja der Mensch das Gute nur aus Interesse tun. Was würde alsdann aus seiner Seelengröße, was aus der Schönheit der sittlichen Ordnung, wenn der Mensch nur aus Furcht vor der Strafe zu guten Handlungen sich verstände? Dann wäre ja Hochachtung, Vertrauen, sittliche Ordnung einfach unmöglich; es wäre aber auch unmöglich das gesellschaftliche Leben.

II. Gott hört nicht auf, frei, unabhängig, absoluter Herr seiner selbst zu sein und er teilt den Wesen die Entschlüsse seiner Weisheit mit; er will, daß unter seinen Werken Übereinstimmung herrsche. Doch gibt es unter den geschaffenen Wesen physische und mora-

lische Ungleichheiten. Dies vorausgeschickt, behaupte ich, daß die Ungleichheit in den Verhältnissen eine Harmonie, ein Vorteil sei.

In der Tat, was würde geschehen, wenn die Ungleichheit der Stände schwinden würde? Diese Unterschiede bestimmen den Menschen, in Gesellschaft zu leben. Die Verschiedenheit der physischen und moralischen Verhältnisse sind Veranlassung, daß der eine des andern bedarf.

Indes sagt man: Nicht dieser Verschiedenheit wegen klagen wir Gott den Herrn an; wir klagen ihn bloß an, daß er die Menschen in Reiche und Arme getrennt hat.

Möchten Sie also, daß alle reich wären? Allein, das ist ja unmöglich. Was Sie wollen, würde ja alle Bande der menschlichen Gesellschaft auflösen. Wollen Sie dies mit Händen greifen?

Nehmen Sie einmal an, alle Menschen, die gezwungen sind, ihr Brot zu verdienen, treten aus einer Nation heraus; es bleiben nur die Reichen zurück. Sehen Sie, Ihr Wunsch ist erfüllt! Nun gut, was würden aber Ihre Reichen essen, wenn sich niemand fände, das Land zu bebauen? Womit würden sie sich bekleiden, wenn niemand da wäre, der arbeitete? Sehen Sie, wozu es führen würde, wenn man alle reich machen wollte!

Die Ungleichheit trägt eben dazu bei, daß die Menschen auf einander angewiesen sind, und diese Ungleichheit liegt selbst im Interesse der Kunst und der Wissenschaft, der Meisterwerke, die den Ruhm der Nationen ausmachen.

Ohne diese Vorteile, die aus der gesellschaftlichen Ungleichheit entspringen, gibt es noch andere, die von der moralischen Ungleichheit herkommen. Wären alle reich, wer würde alsdann das Schauspiel der Weisheit und der Tugend geben? Wären alle arm, wer würde uns das Schauspiel der Nächstenliebe verschaffen? Und die Szene, bei welcher der Reiche den Armen aufsucht, um dessen Mißgeschick zu lindern, wo würden wir sie finden?

Der Herr hat Ungleichheiten geschaffen; wie den Abgrund ausfüllen? Man braucht sich keiner Täuschung hinzugeben und man braucht auch andere nicht zu täuschen, vor allem darf man das arme Volk nicht täuschen. Gott hat, um diesen Abgrund auszufüllen, weder die Kraft, noch die Gewalt verliehen, weil diese Unglück bringen würden, aber er gab die Liebe. Öffnen wir uns nur gegenseitig die Arme in aufrichtiger Liebe; und alsbald wird dieser Abgrund schwinden!

IV.

Die Religion in der menschlichen Gesellschaft

Unsere Religion ist immer bekämpft worden, und das kann nicht Wunder nehmen; Jesus Christus hatte es ja vorausgesagt. Aber heutzutage ist der Kampf ein viel lebhafterer geworden.

Als die alten Reformatoren gegen das Papsttum angingen oder dessen göttliche Vorrechte leugneten, verstümmelten sie wohl die Glaubenssätze, aber sie legten doch großes Gewicht auf die Prinzipien der Religion selbst und behielten wenigstens die Grundwahrheiten bei, die durch die Jahrhunderte hindurch ihren Weg gefunden hatten. Insoweit sich protestantische Völkerschaften gebildet haben, ward denn auch die Zivilisation bis auf die jetzige Stunde gewahrt. Heute aber werden alle Glaubenssätze bekämpft; heute ist man bemüht, selbst die Grundwahrheiten zu zerstören.

Die moderne, antichristliche Wissenschaft beschränkt sich nicht darauf, ein einzelnes Dogma zu bezweifeln; sie dringt vielmehr bis zur Grundlage des heiligen Gebäudes vor; sie bekämpft den Glauben, die Behauptungen des philosophischen Deismus, sie leugnet sogar den Begriff jenes schöpferischen Wesens, welches

die Tugend belohnt und das Böse bestraft, jenes Wesens, das alle Nationen angebetet haben; sie leugnet Gott.

Der Atheismus! Da haben Sie die letzte Schlußfolgerung, zu der jene moderne, antichristliche Wissenschaft gelangt ist, mag sie sich nun Kritik nennen und ihr Wesen in der Leugnung der Dogmen erblicken; mag sie Paleontologie heißen und das Erscheinen des Menschen auf der Erde auf Milliarden von Jahren zurückversetzen, des Menschen, der mit dem Atom seinen Anfang nimmt, um schließlich beim vervollkommneten Affen anzulangen; mag sie sich Astronomie nennen und in der Ordnung des Weltkörpers nur eine zufällige Zusammenstellung der Atome sehen, welche wohl ein Gesetz, aber keinen Gesetzgeber offenbart. Im Grunde genommen behauptet die Wissenschaft, daß es keine anderen vernünftigen Wesen als den Menschen gebe und über ihm sei weiter nichts. Was wird aber infolge dessen aus der Religion, dem Kultus? Eitele Dinge, leere Worte ohne Sinn, ein Denkmal für die Unwissenheit! Mithin gibt es keine Religion, gibt es keinen Gott!

Das ist das letzte Wort der modernen, antichristlichen Wissenschaft. Und die Staatsmänner haben dieser Wissenschaft geglaubt und vermeinen eine Gesellschaft gründen zu können ohne Religion, ohne Gott! Dieser große Irrtum, diese Illusion würde die soziale Erniedrigung herbeiführen, ja das Verderben.

Das ist der Gegenstand, den ich heute behandeln werde. Bevor ich indes beginne, fühle ich das Be-

dürfnis, Ihnen für die so gütige, freundliche und nachsichtige Aufmerksamkeit zu danken, die Sie mir am Sonntag geschenkt haben, für die ich Ihnen erkenntlich bin, da es ja nur Ihre Aufmerksamkeit ist, die mich aufrecht hält.

I. Alle gesitteten Völker, deren Spuren in der Geschichte bemerkbar sind, waren religiös gesinnt; sie haben ihre nationalen Glaubenssätze, ihren Kultus, ihre Priester, ihre Altäre bewahrt und fingen erst an in Verfall zu geraten, als sie den Glauben verließen. In der Tat, Griechenland sinkt, als es seinen Tempeln den Rücken wendet, und Rom sieht keine heroischen Tugenden mehr, als es seine strengen Auguren verläßt. Es ist wahr, jene Religionen waren unvollkommen, allein sie besaßen doch Überreste der ursprünglichen Offenbarung; man findet darin das Bedürfnis des Menschen nach etwas Höherem, als er selbst ist.

So hat also die Notwendigkeit der Religion für die menschliche Gesellschaft die Erfahrung der Jahrhunderte für sich; diese Notwendigkeit wurde seit dem frühesten Altertume anerkannt und ausgesprochen. Man hat gesagt, es sei leichter, eine Stadt in die Luft zu bauen als eine Gesellschaft zu bilden ohne Religion. Und diese Notwendigkeit entspringt aus der Natur des Menschen selbst. Der Mensch, sagt ein Philosoph, ist ein religiöses Wesen, und niemand wird dieses Axiom in der Praxis leugnen können. Ja wohl, es gibt in dem Menschen ein höheres Streben, Neigungen, die niemand auf der Welt zu ersticken vermag. Wir glauben an einen vergeltenden

Gott, wir glauben an die Seele, wir glauben an Gesetze, die eine Bestätigung jenseits des Grabes finden. Der Mensch hat ein unwillkürliches Bedürfnis zu lieben, zu hoffen auf ein höheres Wesen. Niemand wird dieses Gefühl aus der Brust des Menschen reißen können, weil es mit der Menschennatur aufs innigste verbunden ist. Woher der Mensch es genommen hat, weiß ich nicht; aber er zeigt, daß dem so ist, und er findet auch darin sein Glück. Der Mensch möchte gerne emporsteigen, und Sie wollen ihn hinabsteigen lassen, aber er wird nicht hinabsteigen!

Der Mensch ist somit seinem Wesen nach religiös; die Religion ist für ihn ein angeborenes Bedürfnis. Der Atheist existiert eben nicht, und wenn er existiert, so ist dies nur deshalb der Fall, weil der Mensch das sittliche Gefühl verloren hat. In jedem Falle bildet er eine Ausnahme; die allgemeinen Gesetze finden sich aber bei der Mehrzahl, nicht bei der Ausnahme. Wenn nun der Mensch seinem Wesen nach religiös ist, können Sie es da begreifen, wie eine von Menschen gebildete Gesellschaft nicht gleichfalls religiös sein müßte?

Es ist dies eine Wahrheit, die von allen Gesetzgebern zu allen Zeiten verkündet worden ist; man hat daraus freilich zu weitgehende Folgerungen gezogen. So finden wir bei dem größten Teile der Völker des Altertums Kaiser und Könige, die sich sogar für Hohepriester ausgaben, und wie viele haben sich vor noch nicht gar langer Zeit der Religion als eines Werkzeuges der Regierung zu bedienen gesucht! Noch heutzutage ist in den Ländern, wo das Schisma herrscht, der Beherrscher des Staates auch das Haupt

der Religion. Unus rex, una religio — ein ungeheuerlicher Grundsatz! Die Religion ist nun einmal Sache der Freiheit, Sache des Gewissens, die sich nicht durch die Gewalt aufzwingt, sondern durch die Überzeugung. Aber in jedem Falle wird keine einsichtige Obrigkeit jemals der Religion fremd und noch viel weniger feindlich sein können. Die Menschen, sagt Voltaire, bedürfen eines Zügels, und darum gibt es keine Gesellschaft ohne Religion.

Welches ist denn tatsächlich die wesentliche Bestimmung eines Staates, wenn er leben und sich gedeihlich entwickeln will? Die Ruhe der Ordnung, sagt der hl. Augustinus, worin das Wesen des Friedens besteht. Die Zerstörung der Ordnung erzeugt in einem Staate die Anarchie. Sehen Sie nur auf unseren Leib; er ist ein Werk der Ordnung, der Einheit und des Friedens; wenn einmal unter den Elementen, die ihn zusammensetzen, Krieg ausbrechen würde, so könnte er nicht bestehen, und die Trennung dieser Elemente wäre für ihn der Tod. Welches ist aber die Macht, die jene Teilchen zusammenhält, damit das Leben sich fortsetze in diesem Körper, der sich verzehrt? Ein geheimnisvolles Gesetz regelt die Tätigkeit dieser verschiedenen Elemente. Nun gut, setzen Sie anstelle dieser Teilchen ebenso viele Individuen, anstelle des organischen Wesens ein Gemeinwesen, und Sie haben die Gesellschaft; und dann frage ich Sie, werden etwa Ordnung und Einheit leichter in der Gesellschaft aufrecht zu halten sein, als in dem Menschen? Wenn die Ordnung alle jene so verschieden beanlagten Wesen zum selben Ziele hinstreben läßt, indem sie einem jeden das ver-

kehrte Streben nach Unabhängigkeit nimmt, um ein herrliches Ganze zu bilden, ist dies nicht ein viel großartigeres Wunder als dasjenige, das uns am Leben erhält?

Ja, wenn wir die Religion zerstören, so gibt es nur noch drei Mittel, um die Gesellschaft zu regieren. An erster Stelle die Gewalt; die Herrschaft der Gewalt hat eine ziemlich einfache Formel: Alles muß sich unter den Willen desjenigen beugen, der befiehlt und wenn einer sich tätlich widersetzen wollte, wird man mit ihm schon fertig werden! Im kaiserlichen Rom so wie in anderen Staaten, die ihm gleichen, war dieses Gesetz in Kraft, welches das schlechteste von allen ist; es hat ja für sich nur den Säbel. Was bei einer solchen Regierung hervorsticht, ist, daß die brutale Gewalt alles gilt, das Gewissen aber nichts; sie schafft die furchtbarste Sklaverei, die des Gewissens. Rousseau sagte: „Das ist keine Ruhe mehr, das ist der Tod!"

Dann gibt es neben der Gewalt ein zweites Mittel, und das ist die Freiheit; aber nicht die richtige Freiheit, sondern eine unbegrenzte, die Freiheit jener, welche sagen: „Wir können uns doch nicht verstehen; tue ein jeder, was ihm beliebt!" Wer wüßte nicht, daß mit diesem unbegrenzten Rechte stets unversöhnliche Ausnahmen verbunden sind? Wer wüßte nicht, daß die Erfahrung gelehrt hat, wie keine Obrigkeit auf diese Weise bestehen kann, und wie eine solche Freiheit zum Bürgerkriege führt?

Das letzte Mittel ist die Vernunft. Da haben Sie den Grundsatz unsers Jahrhunderts! Derselbe besagt, daß Gott nicht notwendig sei, daß das Volk

sich selbst genüge und daß es die Vernunft anbeten müsse. Und es gibt in Wirklichkeit Menschen, welche es unternehmen wollen, die Gesellschaft ohne die Religion zu bilden! Aber was ist die Folge davon? Erinnern Sie sich, wie Jesus Christus das Orakel von Delphi Lügen strafte. Christus hatte gesagt, daß vom Tempel zu Jerusalem kein Stein mehr auf dem andern bleiben werde. Nun, was war leichter, als das Gegenteil zu beweisen? Man begab sich ans Werk; und solange es sich nur darum handelte, die Überreste der Mauern fortzuschaffen, ging alles gut. Als aber der Aufbau beginnen sollte, da verspürte man Erschütterungen von allen Seiten; aus dem Boden brachen Flammen hervor, welche die Arbeiter zerstreuten, und von all diesen unendlichen Anstrengungen blieb nur eines übrig, nämlich der Beweis für die Gottheit Jesu Christi. Nun gut, die Gesittung ist der Tempel von Jerusalem. Eines Tages wollte der menschliche Geist nach Zusammenziehung aller seiner Kräfte in der Vernunft die Religion als die Grundlage der Gesellschaft niederreißen, aber was erbaute er über diesem Abgrunde? Die Geschichte hat es beschrieben! Sehen Sie, darum geht es, sobald die Vernunft sich von der Religon trennt, zu dem Atheismus hin, und dieser entschuldigt jegliche Unordnung.

Das einzige Mittel zur Erhaltung der menschlichen Gesellschaft ist die Religion, die sich jener anderen drei Mittel in dem richtigen Maße bedient: der Gewalt zur Verteidigung der Schwachen, der Freiheit in den notwendigen Grenzen und der Vernunft, die

selbst der Stütze bedarf. Sie sammelt die zerstreuten Kräfte, um sie alle zu einem Werke des Friedens zu vereinen, welches das Leben der Menschen ist. Sie schafft die Autorität, die der Gesellschaft vonnöten ist, denn ohne Autorität gibt es keine Gesellschaft; die Autorität schafft hinwiederum die Ordnung. Wie in den ersten Tagen das Wort Gottes alles aus dem Chaos bildete, so geht aus der Religion und der Autorität die Ordnung in der Freiheit hervor.

Freilich kann die Autorität, wie ein Schriftsteller gesagt hat, gleich dem Menschen durch zwei entgegengesetzte Krankheiten fallen, durch Vollblütigkeit, oder durch Anämie. In dem ersteren Falle hat sich das Leben der Gesellschaft gänzlich in dem Haupte zusammengezogen, und die Gesellschaft gleicht einem Gebäude, dessen Dach überladen ist. In dem zweiten Falle saugen die Glieder des gesellschaftlichen Körpers alles Leben auf und weigern sich, dasselbe auch dem Haupte mitzuteilen, und dann erhält man einen Organismus ohne Haupt; man hat die Anarchie. So erging es dem Heidentume, welches das göttliche Gesetz nicht anerkannte; indem der Mensch seine Leidenschaften vergötterte, vergötterte er sich selbst. Dieses Schauspiel bieten uns von dem politischen Gesichtspunkte aus die Nationen der alten Welt, besonders Athen, dessen Geschichte ja ein Gewebe von Unglücksfällen ist, und Rom, das sich den Tyrannen überlieferte, bei denen unter dem Namen der Cäsaren Ungeheuer sich vorfinden.

Die Religion ist das Heilmittel für diese beiden Übel. Zunächst ist sie das Heilmittel gegen den

Despotismus, indem sie die Unterscheidung einführt: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist; gebet aber auch Gott, was Gottes ist! Gott und Kaiser waren im Despotismus verschmolzen; diese sakrilegische Verbindung hatte die Autokratie geschaffen, welche die Gesellschaft verachtete, indem sie den Menschen zu bedingungslosem Gehorsam verpflichtete. Allein die Obrigkeit kommt von Gott und vertritt dessen Gewalt.

Was ist denn in Wirklichkeit die Obrigkeit? Die Obrigkeit ist, im Grunde genommen, Gott selbst; denn um Autorität zu haben, muß man in gewissem Sinne Schöpfer sein, und Gott allein ist der Schöpfer der physischen und sittlichen Welt. Darum sagte der heilige Paulus: Es gibt keine andere Obrigkeit als von Gott, und alle Obrigkeiten der Erde kommen einzig und allein von Gott her. Indes, beeilte er sich beizufügen, daß, wenn Gott diese Gewalt, sei es unmittelbar, sei es vermittelst der Stimme einer Nation mitteile, der Auserwählte gleichsam eine göttliche Investitur empfange. Ich will damit nicht sagen, daß eine bestimmte Regierungsform eingesetzt worden sei; das Evangelium hat keine bestimmte Form als notwendig vorgeschrieben; es zeigt uns nur die Gewalt, nicht aber die Form der Regierungen, als vom Himmel kommend. Diese können je nach den Umständen und den Bedürfnissen wechseln, allein der Ursprung der Gewalt ist immer derselbe; und wenn man auch sagen kann, daß die Form der Regierung von den Menschen ausgeht, so geht doch der eigentliche Grund von Gott dem Herrn aus. Das ist unsere Lehre! Indem nun die Autorität von Gott kommt und in seinem Namen

sich auferlegt, wird sie zu einer heiligen Sache. Der Mensch gehorcht nicht mehr seinesgleichen, sondern Gott. Aus dieser Harmonie geht die vollkommene Freiheit hervor, und im Schoße des Volkes bildet sich die Ordnung zugleich mit dem Gedeihen. Durch diese Befestigung der Autorität, bewahrt die Religion die menschliche Gesellschaft vor den Übeln, die sie bedrohen.

Das erste dieser Übel ist die Feindseligkeit der Massen. Betrachten Sie nur die gesellschaftlichen Klassen! Wenn jene Harmonie nicht unter diesen Klassen herrscht, so betrachten sie sich als Feinde, bereit, beim leisesten Zeichen handgemein zu werden. Schon hat die Welt einen Drohruf ausgestoßen; und so hat man denn heutzutage zur Aufrechthaltung der Ordnung mehr Soldaten notwendig, als vor zwei Jahrhunderten. Wer aber sicherte damals den Frieden? Man muß es gestehen, es waren die Sitten; diese aber wurden von der Religion gebildet. Auch dazumal gab es Reiche und Arme, wie es heute deren gibt, wie es deren immer geben wird; allein der Arme dachte nicht daran, daß die Armut sein größtes Übel sei, er glaubte nur ein Vorrecht vor Gott dem Herrn zu haben, weil zu ihm gesagt worden ist: „Selig sind die Armen!" Und dieses Vorrecht genügte ihm, um sich über das zu trösten, was ihm abging. Dann hob wohl der Arme aus dem Schoße seines Elendes die Augen zum Himmel empor und sagte: „Ich weiß, daß mein Erlöser in einer besseren Welt weilt, und daß mein armes Fleisch verklärt einst zu ihm kommen wird." Und wenn sein

Blick auf seine Hütte fiel, so traf er dort das Bild Jesu Christi; er sah den Erlöser, das Haupt mit Dornen gekrönt, den Leib zur Not mit einem Lumpen bedeckt; voll Mitleid schaute er ihn an, und er sah, wie Jesus ihm die Arme entgegenstreckte. Und nun war er gefaßt; er nahm sein armseliges Leben willig an, weil er es nur als Übergang zu einem besseren Leben betrachtete.

Auf der andern Seite begriffen aber auch die Reichen wohl, daß der Reichtum vergänglich sei, wie sie selbst, und daß sie ihre Pflicht nicht erfüllten, wenn sie nicht den Armen unterstützten.

Sehen Sie, so hielten die Sitten, von der Religion gebildet, den Frieden aufrecht. Aber heutzutage vermag die Gleichheit, die kein Gesetz ist, nichts über die Sitten; der Arme ist dem Reichen gleich und er will dieselben Vergnügen genießen, die dieser genießt. Man hat dem Armen gesagt, es gebe keinen Gott, und darum blickt er nur mehr auf die Erde hin; und da er nur auf die Erde schaut, sieht er den Reichen, der an nichts anderes, als seine Vergnügen glaubt und das Wort des Evangeliums vergessen hat, das ihm sagt, es sei Aufgabe des Reichen, dem Armen beizuspringen. Wie wollen Sie, daß da die Feindseligkeit nicht losbricht? Auf der einen Seite den Reichtum, auf der andern die Arbeit, und oft genug Mangel an Arbeit und die Not; auf der einen alle Stacheln der Gesellschaft, auf der andern die Leiden, und um den Abgrund auszufüllen, Nichts! Also der Krieg des Armen gegen die Reichen! Das ist die verhängnisvolle Schlußfolgerung!

Und was wollen Sie tun, um das zu verhindern? Man kann nur an die Religion denken. Sie stellt sich zwischen den Reichen und den Armen, zwischen denjenigen, der leidet, und denjenigen, der sich freut; sie sagt zum Armen: „Habe Geduld; deine Leiden sind flüchtig; du wirst einen ewigen Lohn erhalten!“ Sie wendet sich zu denjenigen, die sich freuen und sagt: „Hütet euch, eure Stellung zu mißbrauchen; gedenket, daß der Tag nicht ferne ist, an welchem ihr Gott dem Herrn Rechenschaft von euren Handlungen ablegen müsset!“ Und das sollte nicht hinreichen, um die Gemüter zu besänftigen? Wenn es nicht hinreicht, dann müßte man freilich verzweifeln; wenn dieses moralische Eingreifen nicht mehr wirksam ist, dann müßte man zugeben, daß das Problem, das gegenwärtig die Menschheit quält, unlösbar ist. Gewiß, ich bin es nicht, der dieses sagt; ein großer Schriftsteller hat so gesprochen.

Ja wohl, so lange das Volk noch dem Priester glaubt, hat es Geduld; aber wenn es eines Tages zu dem Priester sagen würde: Du hast mich getäuscht; dann würde man einen Krieg ohne Waffenruhe haben. Aber der Priester hat es nicht getäuscht, sonst müßte ja der Krieg der gewöhnliche Zustand der Gesellschaft sein.

Darum sehen Sie: Entweder muß man die Religion zulassen, oder sich auf einen Kampf ohne Ende gefaßt machen; entweder muß man die Religion annehmen, oder man wird den größeren Teil der Menschheit auf den andern sich stürzen sehen.

Es gibt noch ein anderes Übel, von dem die

Religion die Gesellschaft befreit. Die Erfahrung hat bewiesen, daß nur die Beständigkeit eine Quelle des Fortschrittes ist. Wo man stets ändert, wo die Familie einem gewaltsamen Auseinanderreißen ausgesetzt ist, da ist der Fortschritt unmöglich. In der Tat, wie wollen Sie voranschreiten, wenn unter Ihren Füßen der Boden immer sich ändert? Wie wollen Sie ans Ziel gelangen, wenn dieses Ziel kein festes ist? Man muß sich an gegebenen Grundsätzen halten, wenn man die Wohlfahrt der Nationen erreichen will. Das ist eben das Unrecht, welches man unserer Religion zufügt; man wirft ihr die Unveränderlichkeit der Dogmen vor. Ja wohl, die Dogmen sind unveränderlich, wie Gott, der sie gegeben hat! Sie sind die Grundlagen, welche die menschliche Vernunft nicht verrücken kann, und diejenigen, welche sie verrücken wollen, sind das Verderben der menschlichen Gesellschaft. Religion, Autorität, Familie, Erziehung sind unabhängig von der politischen Meinung. Es gibt ein Gesetz, welches Könige und Völker nicht abändern können, und das ist das von Gott geschriebene Gesetz; das ist die Gerechtigkeit, das ist das Recht. Deshalb ist die Religion die Hüterin des Gesetzes, welches Gott geschrieben hat. In der Religion liegt die Triebfeder eines jeden Individuums. Wir besitzen Kraft, weil Gottes Wort mit Festigkeit, ja, aber auch voll von Milde sich an die Großen wie an die Kleinen, an die Könige wie an die Völker wendet und ihnen Gerechtigkeit befiehlt.

Aber es gibt noch ein anderes Übel, von welchem die Religion die Gesellschaft befreit, der Pauperismus.

Gibt es etwa unter denjenigen, welche diese Plage studiert haben, noch viele, welche die von den Mitgliedern der Internationale vorgeschlagenen Mittel für wirksam halten? Aber wer von Ihnen glaubt denn, daß eine gleiche Verteilung des Arbeitslohnes hinreicht, um das Elend zu bannen? Und selbst angenommen, man könne dahin gelangen, glauben Sie denn, daß davon das Glück oder das Unglück der Menschen abhängt? Wer ist denn noch der Ansicht, daß dieses für den Arbeiter ein genügendes Schutzmittel gegen die Übel sei? Nein, wenn die Tatsachen noch einen Sinn haben, wenn die Geschichte noch etwas lehrt, so sind wir im Besitz einer lichtvollen Wahrheit, einer Gewißheit, die uns alle Tage in die Augen springt. Und diese ist, daß der arme Arbeiter stets eine Gefahr für die Gesellschaft ist, wenn die Gesellschaft diesem ihrem armen Sohne nicht jenes Licht gewährt, welches leitet, welches heiligt. Verschaffen Sie nur jenen Ärmsten eine bessere Lage; tun Sie es ohne die Religion, so werden Sie ihre Leidenschaften nur aufstacheln. Es sind keine furchtsamen Moralisten, die das sagen, sondern die Statistik, die Tatsachen haben sich die Mühe genommen, diesen Beweis zu liefern.

Jesus Christus hat gesagt, daß der Mensch nicht vom Brote allein lebt; zum Leben in der Ordnung bedarf der Mensch des Wortes, das von Gott kommt; er bedarf der Religion. Ihm die Religion nehmen, heißt, ihm das Leben nehmen.

II. Noch etwas anderes spricht für die Notwendigkeit der Religion in der menschlichen Gesellschaft. Worin

besteht denn das Leben und die Größe einer Nation? Sie zeigen mir unüberwindliche Heere, die unter den Waffen stehen, uneinnehmbare Festungen, Panzerschiffe, welche die Meere beschützen, und sagen mir: Das ist das Prinzip unsers Lebens, unserer Größe! Sie sprechen mir auch von Industriezweigen, welche die Städte umwandeln, von dem Handel, dem Ackerbau und wiederholen: Das ist das Leben! Die Redner legen Proben von ihrer Beredsamkeit ab, die Gelehrten enthüllen die Geheimnisse des Himmels und der Erde, die Buchdruckerkunst überschwemmt uns mit Büchern und Zeitungen, der Unterricht breitet sich aus: Das ist das Leben!

Nein, diese Dinge sind nur die Dekorationen des großen Theaters, auf welchem sich unser Leben abspielt. Aber was liegt an dem reichen Schmucke, wenn das Drama nur eine Poesie der Verbrechen ist? Das Leben besteht in etwas anderem. Das, was das Leben ausmacht, ist die Gerechtigkeit. Und was ist die Gerechtigkeit? Sie ist die Tugend, welche die Sitten reinigt. Und wenn eine Nation keine Gerechtigkeit mehr hat, dann hat sie auch mit einem Worte keine Religion mehr, und alsdann bleibt ihr nichts anderes übrig, als sich das Grab zu bereiten.

Sehen Sie diesen Baum; er hat einen reichen Blätterschmuck, ein unentwirrbares Netz von Zweigen; der Wanderer labt sich in seinem Schatten. Nach einiger Zeit werden die Blätter fahl, die Zweige entlauben sich, der Stamm wird dürr, ein Windstoß wirft ihn zu Boden. Was ist denn vorgefallen? Ein Wurm hat seine Wurzeln zernagt. Nun wohl, die Verderbnis,

das Laster, das ist der Wurm, der an dem Leben der menschlichen Gesellschaft sowohl wie an dem Leben des einzelnen zehrt. Wer aber wird diesen Wurm vernichten können? Wer wird die Tugend wieder erblühen lassen? Der Mensch ist zwar mächtig; er trägt die Berge ab, er füllt die Abgründe aus, er bringt die Meere zusammen und unterwirft sich den Blitz; aber wo ist jener Mensch, der den bösen Trieben von Millionen zu sagen vermöchte: Gehet nicht weiter! Welcher Kraft würde er sich dazu bedienen?

Sie begreifen, daß dies nur die Religion zu erreichen vermag; nur sie dringt bis auf den Grund des Gewissens. Johann Jakob Rousseau sagte: Es kann keine Tugend geben ohne Religion; anfangs dachte ich es nicht, aber jetzt sehe ich, daß ich mich getäuscht habe. Und in der Tat, was setzt man an die Stelle des Himmels? Die Pflicht! Aber was ist die Pflicht, wenn sie nicht Gott der Herr ist? Das Interesse! Dieses aber fällt gar oft zu Boden in dem Kampfe, den es mit der Tugend zu bestehen hat. Den Lohn der Menschen! Aber dieser belohnt vielmehr den Ehrgeiz als das Verdienst.

Nein, man findet keine Tugend, es sei denn in der Religion, die uns erhebt; in der Religion, die uns die Hoffnung gibt, die im Augenblicke der Leidenschaft uns unterstützt; und darum sagte Franklin: Das Gebäude der Verfassung wäre ohne das göttliche Gesetz, ohne die Religion nicht gelungen. Ja, ohne Religion gibt es keine Gesellschaft, kein Vaterland! So findet man die Berechtigung der Worte des Genfer Philosophen. Ein Volk von Ungläubigen denkt aber nur

an seine Freuden und kümmert sich nicht darum, ob auch die ganze Welt darüber zugrunde gehe; sein Geheimnis ist der Egoismus. Nehmen Sie nur ein Volk, das an nichts anderes als an das gegenwärtige Leben glaubt, ein Volk von Atheisten! Welches wird wohl die Moral dieses Volkes sein? Umsonst sprechen Sie ihm von Menschlichkeit, vom Fortschritte; was ist ihm am Fortschritte gelegen, wenn es selbst ihn nicht sehen soll? Was ihm not tut, das ist der Genuß der gegenwärtigen Güter; für seine tierischen Triebe gibt es keine andere Zügel als den Gendarmen und die Galeere. Sein Grundsatz, mag er sich Wissenschaft, Entwickelung oder anders nennen, besteht nur in dem Kampfe um das Dasein, einem Kampfe, den nicht das Recht, sondern die Gewalt auskämpft, einem Kampfe gleich jenem, durch welchen die Gesträuche die Pflanzen ersticken und die stärkeren Tiere die schwächeren zerreißen.

Halten wir uns darum an die Religion; an die Religion, die nicht nur eine Regel des Sittengesetzes ist, sondern ein soziales Band, die Grundlage der menschlichen Gesellschaft und der Tugend, sowie das Fundament, welches das bürgerlich-politische Gebäude trägt. Die Religion umstürzen, heißt somit nicht nur eine Formel des Gebetes, des Gottesdienstes umstoßen, sondern es heißt, das soziale Gebäude über den Haufen werfen. Und wenn dieses zusammenstürzt, so stürzt es über jene, die es zerstörten, gleich dem Tempel, in welchem die Philister sich zur Feier ihres Triumphes versammelt hatten. Samson rüttelte an den Säulen des Tempels, und wenn auch Samson

von demselben erschlagen war, so wurden doch auch die Philister unter ihm begraben.

Machiavelli sagt in seinem Buche „Del Principe": „Vergesset nicht, daß die Anhänglichkeit an die Religion die größte Garantie der Staaten ist und daß die Verachtung der Religion ihren Verfall bedeutet." Diese Grundsätze müssen bei den Engländern sehr in Geltung stehen, da einer ihrer großen Schriftsteller geschrieben hat: „Wir glauben, oder besser, wir fühlen, daß die Religion die wahre Grundlage der Gesellschaft ist, die Quelle alles Guten und jeglichen Trostes. Wir sind davon so sehr überzeugt, daß wir der Ansicht sind, es sei leichter, neunundneunzig Engländer zu finden, welche den Aberglauben, als solche, welche die Gottlosigkeit vorziehen." Auch ich bin dieser Ansicht, obschon ich bemerken muß, daß der falsche Glaube, wenn er auch nicht so schnell zum Verderben führt, doch nicht damit wartet, Verderben und Untergang zu bereiten.

Nur die Religion Jesu Christi, unsere Religion, die ihr Leben von Gott empfangen hat, besitzt die Kraft, die menschliche Gesellschaft zu bilden, wo sie nicht ist; sie zu erhalten, wo sie ist; sie entspricht der menschlichen Natur und sichert ihr Ruhe, Ordnung und Glück; denn diese teure Religion, die Montesquieu nur das Glück in der andern Welt zu bezwecken schien, verschafft und bildet auch das Glück dieses irdischen Lebens.

V.

Der Glaube

Unter den sonderbaren Dingen, die wir in unseren Tagen zu sehen verurteilt sind, ist wohl der Krieg gegen den Glauben das gefährlichste. Ohne Zweifel, der Kampf des Irrtums mit der Wahrheit ward zugleich mit dem Vater der Lüge geboren, und es ist der Ruhm und das Vorrecht unseres Glaubens, immer der bevorzugte Gegenstand dieses Kampfes gewesen zu sein. Aber welchen Charakter hat unter unseren Augen dieser Kampf angenommen? In früheren Zeiten hatte dieses Ringen, so lebhaft, so heiß es auch immer sein mochte, zum wenigsten eine gewisse Würde bewahrt. Jene, die sich erhoben, um den Glauben zu bekämpfen, fühlten es, daß sie ehrlich kämpfen mußten; sie hielten es für ihre Pflicht, das zu studieren, was sie angreifen sollten. Deshalb waren auch ihre Argumente teils der Geschichte, teils der Philosophie, teils der Literatur entnommen und nur dann, wenn sie glaubten, jene Argumente gefunden zu haben, gingen sie in den Streit.

Aber wie ganz anders sind heutzutage die Angriffe gegen den Glauben beschaffen! Wir wollen nicht fragen,

mit welchem neuen Lichte die Vertreter der Wissenschaft den Kampf gegen den Glauben führen, sie, die anderen kaum gestatten, etwas zu wissen; wir wollen nicht fragen, ob sie wenigstens das zu verstehen gesucht haben, worüber sie urteilen. Ihre religiöse Unwissenheit kommt nur ihrem bösen Willen gleich.

In der Tat, man sieht ganz unsinnige Vorwürfe gegen die Religion erhoben, und auf solche Weise wird alsdann der Kampf in die Öffentlichkeit eingeleitet. Vordem begnügte man sich damit, ein oder das andere Dogma zu leugnen; heute leugnet man sie alle, so dem ehrbarsten und vernünftigsten Teile des Menschengeschlechtes, jenem, welcher den Glauben bewahrte, Beleidigungen ins Gesicht schleudernd. Unsere Gegner begnügen sich damit nicht einmal; sie behandeln uns sogar als Feinde der Gesittung Man erklärt dem Glauben den Krieg, und von dem Hasse gegen ihn ist man sogar bis zum Hasse gegen Christus gekommen!

Gewiß wird es diesen Angriffen nicht gelingen, Das auszulöschen, was Er angezündet hat; sie werden keinen einzigen Strahl Seines Lichtes an seiner Ausbreitung hindern. Allein den Gefahren dieses Kampfes gegenüber glaubte ich nicht, Ihre Aufmerksamkeit auf etwas anderes lenken zu dürfen. Ich werde Ihnen darum von der Notwendigkeit des Glaubens reden; ich will Ihnen zeigen, wie unser Glaube der Vernunft entspricht, und wie absurd es ist, zu sagen, daß der Glaube sich nicht mit der Vernunft vertrage.

I. Ein jedes Wesen offenbart eben dadurch, daß

es existiert, sich selbst in einer Weise, die es von jedem andern Wesen sowohl als von dem Nichts unterscheidet, und die seine Existenz in einer ihm eigentümlichen Weise kund tut. So offenbart sich Gott durch die Schöpfung, durch die Prophetie, die Wunder; und so offenbart sich die Sonne durch den Glanz ihrer Strahlen, das Samenkorn durch die Zusammenstellung der Elemente, die es bilden.

Allein ein jedes Wesen hat nicht nur eine ihm eigentümliche Form, sondern auch sein eigenes Leben, das heißt, eine Kraft, die es sich bewegen läßt, die die Ursache seiner Bewegung, seiner Entwickelung ist. Gott hat sein Leben, der Mensch hat sein Leben; und dieses Leben beseelt alle Wesen, gibt Rechenschaft von ihren Bewegungen und zeigt ihre Unterschiede an.

Nun, die Form des Christen, das, was den Christen ausmacht, ist der Glaube. Der Glaube unterscheidet ihn vom Atheisten, vom Sektierer, vom Heiden; er ist sein charakteristisches Merkmal. Ohne den Glauben würde ihm die Luft der katholischen Familien fehlen, er hätte nicht die Physiognomie Jesu Christi.

Der erste Schritt, um zu Gott zu gelangen, sagt der heilige Paulus, ist der Glaube. Ohne Glaube ist es unmöglich, sich an Gott zu wenden. Und dieses Wort des Apostels war nur das Echo der Stimme des göttlichen Lehrmeisters.

Jesus Christus hat den Glauben zur unerläßlichen Bedingung des Eintrittes in sein Reich gemacht. „Derjenige, der an den Sohn Gottes glaubt, wird

selig werden, wer nicht glaubt, wird verdammt werden." Darum ist der Glaube das Leben, die Gerechtigkeit; ohne Glauben gibt es keine Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit ist so sehr mit dem Glauben verbunden, daß die eine auf den anderen angewiesen ist.

Gott hat beschlossen, uns bis zu seinem Wesen zu erheben. Er konnte uns in seiner Glorie erschaffen; aber nein, er zog es vor, uns zu erschaffen, frei, zu lieben oder zu hassen; er wollte, daß das ewige, glückselige Ziel der Lohn für ein Ringen und Kämpfen sei, daß der unmittelbaren Anschauung der Wahrheit der beschwerliche Besuch einer Schule vorhergehen, daß diese Anschauung vom Menschen errungen werden solle. Diese Schule der beseligenden Anschauung Gottes ist der Glaube.

Der heilige Thomas sagt: Der Glaube ist die Form des menschlichen Handelns. Diese Lehre erhebt sich über den menschlichen Begriff hinaus. Das ewige Leben hat in uns mit dem Glauben seinen Anfang genommen; dieser himmlische Keim wird bei uns Früchte der himmlischen Glorie bringen. Was hat nun Gott getan, da er den Glauben zum Grunde des religiösen Lebens machte? Er hat die natürliche Ordnung mit der übernatürlichen in Übereinstimmung gebracht.

Sie mögen immerhin die Vortrefflichkeit der Vernunft und des Gedankens erheben; es bleibt Tatsache, daß der Mensch mit seiner Vernunft niemals aus dem Zustande ewiger Kindheit heraustreten würde. Er beginnt erst zu leben, wenn er glaubt.

In allem, was der Mensch erlernt, sagt der heilige Augustinus, fühlt er die Autorität. Um zu erlernen, muß man mit dem Glauben den Anfang

machen. In der Übung des niedrigsten mechanischen Berufes muß man zunächst gewisse Handgriffe erlernen, ohne welche die Ausübung des Berufes selbst ganz unmöglich ist; man muß gewissen Regeln folgen, deren Grund man erst nach einer langen Übung erfährt.

In den Wissenschaften, bei denen doch die Vernunft unumschränkte Herrscherin sein müßte, kann man ja nicht die ersten Schritte machen, ohne gewisse Akte des Glaubens. Oder beginnt man nicht in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft mit dem Diktate der Prinzipien, die nicht bewiesen werden können, die aber der Schüler auf das bloße Ansehen des Lehrers hin annehmen muß? Die Geschichte, nach Cicero das Licht der Welt, ist eine Wissenschaft des Glaubens. Ja, was bleibt von der Geschichte des menschlichen Geistes übrig, wenn der menschliche Glaube weggenommen, wenn diese Fackel erloschen ist? Und worauf beruht denn die Geographie, wenn nicht auf der Erzählung der Reisenden, und was wird aus ihr, wenn man diesen den Glauben versagt? Ohne Glaube bleibt uns nur mehr die zeitgenössische Geschichte eines jeden einzelnen Geschlechtes.

Und ist etwa in den moralischen Wissenschaften, bei denen doch die Vernunft ein gewisses Gewicht hat, der Glaube nicht von großer Bedeutung? Beruht nicht auch jene Meinung, die man sich unabhängig von der Vernunft bildet, auf dem Zeugnisse anderer? Die menschliche Gesellschaft würde nicht bestehen können ohne den Glauben an eine Lehre, deren Wahrheit wir nicht zu erhärten vermögen. Der Mensch lebt eben

von diesen beiden Dingen, dem Glauben und der Vernunft. Was würde ferner ohne den Glauben aus dem süßen Gefühle der Freundschaft? Der Mensch ohne Glaube wäre ein Wesen, das sich in der Unermeßlichkeit des Nichts verloren hat.

Was folgt nun aus dem Gesagten? Es folgt daraus, daß Gott, um dem Menschen das Mittel zur Erlangung des Heils zu verschaffen, im Glauben das leichteste, das zugänglichste, das sicherste, das der Menschheit und der Gesellschaft entsprechendste gewählt hat. In der Tat, wenn das Vertrauen zu unseres Gleichen eine unerläßliche Bedingung zu Erlangung des Wissens ist, muß da nicht noch viel mehr das Vertrauen auf Gott die Grundlage der Religion bilden? Und so beweist die Gewißheit, die der Mensch aus dem Vertrauen schöpft, daß unser Glaube der Vernunft gemäß ist.

Keine einzige Autorität der Vernunft wird sich irgendwie mit der göttlichen Autorität zu messen vermögen. Der Mensch ist ja immer der Täuschung ausgesetzt; der Physiker studiert die Gesetze der Natur, der Astronom den Gang der Himmelskörper, der Geschichtsforscher sammelt die Tatsachen; allein sie können sich täuschen und gegen ihren Willen andere täuschen. Aber der göttliche Glaube kann nicht täuschen, weil er eben nicht auf der menschlichen, sondern auf der göttlichen Autorität beruht. Dies zeigt deutlich den großen Unterschied zwischen menschlichem und göttlichem Glauben.

Der Mensch, der die Philosophie oder die Wissenschaft lehrt, kann sich irren, aber wenn es sich um

Gott handelt, Gott kann sich nicht irren und kann nicht in Irrtum führen. Darum ist der Glaube in hohem Grade vernunftgemäß, weil er auf der unfehlbaren Autorität Gottes beruht.

Der Glaube ist das Meisterwerk der Vernunft, da Gott die Ursache ist; die Ursache ist ja früher als die Wirkung, das Vorbild früher als die Kopie, das Licht früher als der Wiederschein, und es gäbe keine Vernunft mehr, wenn man die Autorität des schöpferischen Wesens in Zweifel ziehen und dem Zeugnisse eines Gottes kein Vertrauen entgegenbringen wollte, der so gütig war, unserem schwachen Verstande das Geheimnis seiner Entschlüsse anzuvertrauen.

Aber wie kann man darüber Sicherheit haben, daß Gott gesprochen hat? Dazu brauchen wir keine tiefen Theorien. Nachdem wir die Herrlichkeit des Weltalls gezeigt und gesagt haben, daß das Geschöpf die Ehre Gottes verkündet, sehen wir, daß es nicht nötig war, daß der Schöpfer, um sich zu offenbaren, unseren Augen dieses Schauspiel unterbreitete. Ein kleines Insekt, eine Blume reden seine Sprache, die alle verstehen, und verkünden seine Allmacht, die sich jedem aufdrängt.

Nun gut, nicht weniger als in dem Werke der Schöpfung tut sich Gott in der Offenbarung kund; die Offenbarung ist eine geschichtliche Tatsache, die ihre vollständige, wunderbare Gewißheit hat. Diese Tatsache findet man in der Geschichte der Menschheit aufgezeichnet. Die evangelische Offenbarung versteht man nicht ohne die mosaische, und die mosaische nicht ohne die patriarchalische. Nun, während so viele

mächtige Nationen in die Gruft gesunken sind, während der Menschen Geist mit dem Studium toter Sprachen sich abmüht, existiert noch ein Volk, das sich das Volk Israels nennt, das an die mosaische Offenbarung glaubt und nicht an die christliche, die es zurückweist.

Ich kann hier nicht alle Beweise für die Offenbarung vorbringen; ich kann nicht sagen, wie Gott die Zeichen seiner Allmacht in den physischen und moralischen Ursachen vervielfältigt hat, ich sage nur dieses: Betrachtet Jesum Christum, den Urheber des Glaubens, dessen Erscheinen, Leben und Tod von allen als eine historische Tatsache angesehen wird, und zwar als die sicherste, als die am meisten erforschte, die am meisten bekannte? Betrachten Sie Jesum Christum! Werden Sie sich da des Ausrufes enthalten können: Er ist Gottes Sohn? Wenn ich von Ihnen den Beweis für seine Gottheit erbitten wollte, so würde mir Ihr gesunder Menschenverstand mit den Worten des Apostels antworten: Er ist der Sohn des lebendigen Gottes!

Ja wohl, er ist Gott, derjenige, der erschien vorherverkündet von vierzig Jahrhunderten der Verheißungen, und zwar erschien in demselben Augenblicke, in welchem er erwartet wurde, und so den Beweis erbrachte, daß das Gemälde, welches so viele Jahrhunderte vorher die Propheten von ihm entworfen hatten, bis zum letzten Striche der Wahrheit entsprach! Ja, er ist Gott, derjenige, an dem man alle Vollkommenheiten sieht, der das Beispiel so vieler Tugenden gegeben hat und der das Opfer bis zu

einer Höhe brachte, zu der kein Sterblicher emporsteigen kann! Er ist Gott, Er, welcher ohne Studium, ohne Vorbereitung, die Lehre predigte, die für die Welt das ward, was die Sonne für die Nacht ist! Er ist Gott, Er, welcher mit einem Hauche dem Sturme gebietet, welcher, nachdem er sein Volk durch seine Wunder und den Beweis seiner Allmacht hingerissen hat, der Natur den letzten Seufzer erpreßt und lebend aus dem Grabe emporsteigt! Er ist Gott, Er, der eine so reiche Erbschaft an Liebe und Zuneigung zurückgelassen hat, wie sie sich kein menschliches Wesen erklären kann; der in dem Augenblicke, in welchem er am Holze der Schmach sein Leben endete, die Völker an sich zog und die Zahl seiner Jünger vervielfachte!

Nun, hat nicht Jesus Christus, der sich in einer menschlichen Natur offenbarte, welche die Jahrhunderte überdauert, hat er nicht gesagt: Ich bin das Licht? Und ist es nicht das Licht, welches uns führt und erleuchtet?

Was tut Jesus Christus, um sein Andenken zu verewigen? Bevor er in den Himmel aufsteigt, gründet er jenes Meisterwerk, die katholische Kirche, der er seine Lehren anvertraute. Ich frage: Wenn auch das Evangelium nicht da wäre, um ihre göttliche Einsetzung zu beweisen, würde ihre Geschichte nicht einen deutlichen Beweis dafür liefern? Wie wollen Sie die Stellung erklären, welche er sich seit seinem Erscheinen auf Erden erworben hat? Wie die Liebe, von welcher die Menschenmassen, die sich um ihn drängen, die tausende von Martyrern, die sich für ihn

opfern, zu einem gekreuzigten Gotte ergriffen sind? Wie hätte seine Religion neunzehn Jahrhunderte hindurch all den Verfolgungen widerstehen können, die sich gegen sie erhoben? Neunzehn Jahrhunderte des Ruhmes haben in nichts ihren Glanz zu vermindern vermocht. Die Kirche hat die Barbarei vertrieben, sie hat ihr zivilisatorisches Licht über die Erde hingesendet, sie hat der Welt die größten Männer geschenkt, den heiligen Thomas, den heiligen Augustinus, den heiligen Bonaventura, den heiligen Ambrosius und andere. Das sind die Säulen, auf denen die Kirche sich aufbaut! Sie verfügt über ein ganzes Volk von Martyrern, Heiligen, Bekennern, Jungfrauen, Philosophen, Lehrern, Künstlern, die sich zu unserem Glauben bekennen, für den ja auch heute noch so viele Apostel sich allen Mühen unterziehen! Und nach all diesem sollten wir nicht ein Recht haben, diesem Glauben vertrauensvoll anzuhängen, unser Herz und unsern Geist dieser göttlichen Lehre zu weihen?

Möge man uns darum nicht mit der Frage kommen, wie wir dabei mit den Rechten der Vernunft verfahren. Diese Vernunft, die von dem Grase auf dem Felde überführt werden kann, wird niemals ein Recht gegen den Allmächtigen haben!

Gott sollte gesprochen haben, um die Geheimnisse zu enthüllen? sagt man. Gott hat gesprochen, wie er mußte. Dieses Bestreben, die Geheimnisse vorzuschieben, um den Glauben zu leugnen, ist Torheit, ist Gotteslästerung. Gott weiß es, Gott ist gütig, Gott hat gesprochen, das genügt. Behaupten, daß dies nicht genüge, daß er einem jeden aus uns Rede

und Antwort stehen müsse, all den „Warum“ unserer Unwissenheit und unserer Neugierde, das heißt Gott dem Herrn sagen: Dein Blick reicht nicht über mich hinaus; nach mir kommt das Nichts; es gibt keinen Gott; und wenn es einen Gott gibt, so bin ich es! Da haben Sie die Torheit derjenigen, die den Glauben leugnen!

Gewiß hat der Glaube seine Geheimnisse; und wie sollte er solche nicht haben? Sagt doch der heilige Augustinus, daß es nicht anders sein könne, da es dem Glauben eigen sei, sich unsichtbarer Dinge zu bedienen. Aber, wie viele Dinge gibt es nicht auf dem positiven und sichtbaren Gebiete, deren Wirklichkeit wir anerkennen müssen, ohne daß wir wissen, warum? und wie? und dennoch nehmen wir ihre Existenz an! Sehen Sie nur die materielle Welt! Die Körper werden von der Anziehungskraft beherrscht; was ist aber die Anziehungskraft? Wie erklären Sie diese Kraft? Sehen Sie die Pflanzenwelt! Welches ist denn die Kraft, die hervorbringt, die das Wachstum gibt, welche die Blumen ersprießen läßt, was ist mit einem Worte die Vegetation? Wir staunen über das Wunder, aber wir sind in Unkenntnis über das Geheimnis. Sehen Sie die Tierwelt! Was ist denn eigentlich das Leben, die Bewegung, der Geist, der Gedanke? Alles Geheimnisse, welche die Wissenschaft bestätigt, ohne sich zu verheimlichen, daß sie ihr unbekannt bleiben werden. Und diese Ohnmacht, den Dingen auf den Grund zu gehen, sollte uns hindern, dieselben zu glauben? Wo ist denn der Landmann, der sich weigert, den Samen zu streuen, weil er nicht

weiß, wie aus dem Saatkorn die Ähre hervorsprießt? Wo ist der Mensch, der seine Arme nicht bewegen wollte, weil er die Kraft, die ihn belebt, sich nicht erklären kann? Aber, dann müßte man ja das Licht leugnen, weil wir nicht wissen, wie es sich bildet! Dann dürften wir nicht essen, weil wir nicht wissen, wie die Verdauung vor sich geht! Man dürfte nicht gehen, weil man nicht weiß, wie die Bewegung geschieht; wir dürften nicht stehen, weil wir nicht wissen, wie unser Gewicht uns auf dem Boden festhält!

Man spricht von der Mathematik; nun wohl, nimmt nicht gerade diese Wissenschaft eine sehr bescheidene Haltung an und beruft sie sich nicht auf den Glauben, wenn sie von Punkten spricht, die in Wirklichkeit keine Punkte sind, von Linien, die keine Linien, von Oberflächen, die eigentlich gar nichts sind? Und alles das will man verstehen?

Wenn aber dieses bei Dingen vorkommt, die innerhalb unserer Tragweite liegen, warum nicht auch bei dem Glauben, der einen unbegrenzten Gesichtskreis hat? Wie? Die Natur ist voll von Geheimnissen; wir sind gezwungen, jeden Augenblick das Geständnis zu wiederholen, daß da tausend Dinge sind, die unser Verstand nicht begreift, wenn es sich aber um Offenbarungen handelt, sollten wir alles verstehen müssen? Wir wollten das zurückweisen, was wir nicht verstehen, wenn wir an die ersten „Warum?“ glauben? In der natürlichen Ordnung erkenne ich Gott, seine Allmacht, seine Vollkommenheit und gerade diese Geheimnisse sind es, die ihn uns kennbar machen in der Ordnung der Gnade. Wenn der Gläubige im

Evangelium kein Geheimnis fände, wie könnte alsdann das Evangelium das Wort Gottes sein? Wenn in der materiellen Ordnung ein Tautropfen für unsere Vernunft ein Abgrund ist, sollte in der Ordnung der Gnade das Glaubensbekenntnis ohne solche Abgründe sein? Sollte nicht auch die Zukunft ihre Geheimnisse haben, wie die Gegenwart Geheimnisse für uns hat? Die Zeit ist voll von Geheimnissen und die Ewigkeit sollte deren keine haben? Dann müßte man ja an dem göttlichen Ursprunge der Schöpfung zweifeln und man hätte dieselben den Dingen einzureihen, die dem Gehirne des Menschen entsprungen sind.

Jetzt müssen Sie glauben, daß wir die Vernunft nicht beleidigen, und daß, was auch immer und so groß auch immer die Entdeckungen der Gelehrten sein mögen, zugegeben werden muß, daß die Strahlen des Menschengeistes nicht ins Unendliche gehen und daß derjenige, der diese Wahrheiten leugnen wollte, die Miene eines Schwachkopfes annimmt.

Der Glaube ist, ohne daß er aufhört, eine göttliche Gnadengabe zu sein, der Grund des Verdienstes. Wenn der Glaube so ganz klar und einfach wäre, so würde er sich ja als eine Notwendigkeit auferlegen, da es kein Verdienst ist, an klare Dinge zu glauben. Es gibt mithin nichts der Natur des Menschen und dem Wesen Gottes entsprechenderes, als daß der Glaube Geheimnisse habe.

Worin besteht denn eigentlich die Ordnung? Doch nur in der Abhängigkeit der Geschöpfe vom Schöpfer; der Mensch muß Gott Ehre erweisen mit seinem

Sein, mit seinem Willen, mit seinem Herzen. Aber ohne den Glauben würde ich diese Ordnung nicht sehen; denn ohne den Glauben sähe ich nicht den Menschen in der Abhängigkeit von Gott. Unter den Fähigkeiten, die Gott uns gegeben, ist ja auch die der Idee als des Prinzipes der Handlung, des Gedankens als der Grundlage des Werkes, und der Glaube zerstört nicht etwa diese Idee, sondern verschönert sie in den Augen Gottes. Nehmen Sie aber den Glauben hinweg, so erkenne ich in Gott nicht mehr den Herrn des Menschen. Die Abhängigkeit, welche die Schönheit der physischen Welt ist, macht eben auch die Schönheit der geistigen Welt aus.

Glauben und Lieben, das ist das Gesetz des Menschen. Ehre sei Gott, sagt der Glaube, weil Gott die höchste Wahrheit ist! Sei Gott gehorsam, sagt die Liebe, weil der Wille Gottes die Richtschnur jedes andern Willens sein muß! Sei Gott gehorsam, sagt der Glaube, weil sein Geist das Licht ist, das die Welt erleuchtet!

II. Wenn nun aber der Glaube der Ordnung gemäß ist, weshalb wird er denn bekämpft? Ich finde nur drei Gründe hierzu. An erster Stelle wird er bekämpft auf Grund der Vorurteile; an zweiter Stelle infolge der Voreiligkeit im Urteile; an dritter Stelle wegen der Leidenschaften.

Was sind denn Vorurteile? Es sind Urteile, die aus Voreingenommenheit gebildet wurden, Urteile, welche die unparteiische Prüfung der Dinge hindern und vereiteln; Urteile, die von einem Geiste ausgehen, der voll von voreiligen Begriffen ist. Die

Vorurteile führen zu einer Menge von Irrtümern. Der Stolz verhindert alsdann diejenigen, welche den Vorurteilen folgten, sich angesichts der Welt eines andern zu besinnen.

In der Tat, sagen Sie einem dieser Leute, sagen Sie ihm, daß die Kirche seit achtzehn Jahrhunderten lehre, taufe, predige; er wird diese Lehre für töricht halten. Sagen Sie ihm, daß seit achtzehn Jahrhunderten die Kirche sich dem Wohle der Unglücklichen weihe, Hospitäler gründe, den Elenden diene, ihre Werke mit Verachtung des Klimas, der Länder und der Verfolgungen verdoppele; er wird ihnen entgegnen, daß diese Hingabe einfältig sei. Sagen Sie ihm endlich, daß sie seit achtzehn Jahrhunderten sich opfere und ihr Blut für die Wahrheit vergieße, und er wird Sie verächtlich anblicken, er wird lachen über das Gebet, die Tugend und das Blut der Menschheit!

Die zweite Ursache des Kampfes gegen den Glauben ist die Voreiligkeit im Urteile. Ein junger Mann, der kaum die Schulbänke verlassen hat und über keine andere Autorität verfügt als ein wenig Talent, beginnt in den Zeitungen, auf den Kathedern und im Leben das zu bekämpfen, was nun schon seit achtzehn Jahrhunderten geliebt wird; und mit lächerlicher Eitelkeit entscheidet er über die wichtigsten Fragen, über die Dogmen, über das Evangelium; für ihn sind der heilige Thomas und der heilige Augustinus doch nur Dummköpfe.

Das ist die Geschichte der großen Mehrzahl unserer zeitgenössischen jungen Leute; sie sind alsbald mit

ihrem Urteile fertig, ohne auch nur etwas gründlich studiert zu haben. Oder verwenden sie etwa auf das Studium der Religion eine Stunde, einen Tag, den Unterricht eines Monates, eines Jahres? Folgen sie vielleicht den Schritten der Kirche als aufrichtige Forscher nach der Wahrheit? Sie haben etwas Latein, etwas Griechisch gelesen; sie haben etwas Philosophie gelernt, während die Religion ihnen nur als ein Traum der Kindheit gilt, als eine Schwäche der Frau, als eine Heuchelei von seiten des Mannes! Sie wissen nichts von der Kirche, von ihren Werken, von der Religion, und dennoch urteilen sie über alles; sie verlachen die Vergangenheit, die Überlieferungen der Jahrhunderte, nennen Unwissenheit den Glauben an die Dogmen, verachten unsere Künstler, unsere Heiligen, unsere großen Geister! Aber wissen Sie auch warum? Weil es der Unwissenheit eigen ist, alles, was über ihr steht, zu verachten.

Die letzte Ursache sind die Leidenschaften. Sie wissen, daß der Mensch frei ist, seine Leidenschaften zu befriedigen; aber der Geist bekämpft sie; dieser kämpft für Jesus Christus, für die Tugend, für den Patriotismus, für die Wahrheit. Wenn aber die Leidenschaften triumphieren, so machen sie den Menschen verächtlich. Der Egoismus dieser Leidenschaften macht den Menschen despotisch und läßt ihn Gedanken fassen, die der Wahrheit widersprechen.

Wenn also dies die Gründe sind, weshalb man gegen die Religion streitet, welchen Wert sollen wir da auf die Einwendungen legen, die aus einer so verdächtigen Quelle fließen? Man stößt den Glauben

zurück, weil er blind sei, weil er ein Feind des Fortschrittes sei, weil er die Freiheit töte! Der Glaube soll blind sein? Ja wohl, für die Schwachköpfe! Der vernünftige Mensch untersucht die Gründe des Glaubens, er wägt sie ab und findet, daß in der Religion kein einziger Glaubensakt ist, der nicht mit Hilfe der Vernunft begreiflich wird. Ein Feind des Fortschrittes? Aber, so nennen Sie mir doch einen einzigen Fortschritt in der geistigen, sittlichen und materiellen Ordnung, den der Glaube verhindert hat, und ich werde ihn alsbald verleugnen! Sie werden im Gegenteile finden, daß der Glaube den Fortschritt in jeglicher Ordnung segnete und förderte.

Können wir nicht dasselbe von der Freiheit sagen? Freiheit ist die Bewegung des Geistes zu der Wahrheit. Mithin gibt uns der Glaube, der uns Gott als das höchste Gut zeigt, die Freiheit, anstatt sie zu ersticken; denn wir sind nicht nur elender Staub, sondern wir sind die Herren unseres Geschickes, hungrig nach einer Wahrheit, die sich auf Erden nicht findet. Wenn also der Glaube uns zu Gott dem Herrn hinzieht, so geht die Freiheit in diesem Akte des Glaubens nicht zu Grunde, da derselbe ja ein Aufschwung der Seele ist.

Ohne Zweifel, wenn die Freiheit in der Fähigkeit bestünde, zwischen Gut und Bös zu wählen und wenn diese Wahl eine berechtigte wäre, dann könnte man begreifen, daß sie eine Feindin des Glaubens sei. Allein die Freiheit, das Böse zu wählen, ist eine Unvollkommenheit, weil sie eine Zügellosigkeit ist, und Zügellosigkeit ist keine Freiheit.

Der Mensch, der sich zu Gott dem Herrn wendet,

erhebt sich zum Guten und macht sich vom Bösen frei; er spricht zur Lüge: Ich weiß es wohl, mein Herz ist nicht von Granit; aber ich bin frei, ich will deine Ketten nicht! Er findet in Gott seine Vollkommenheit, sein Ziel, seine Freiheit.

In der Tat, sind wir etwa nicht frei, weil wir an dem Glauben, an Christus, an Gott dem Herrn festhalten? Waren vielleicht jene Heiligen Unfreie, die auf die Freuden der Welt Verzicht leisteten, um sich dem Wohle ihrer Brüder in Japan und China zu weihen? Wie? Sollten etwa nur diejenigen frei sein, die sich vor den Geheimnissen der Wissenschaft beugen, aber gegen Gott, gegen das Evangelium und sein Wort sich auflehnen; und wir wären die Enterbten der Freiheit, weil wir einen Akt des Glaubens machen? Der Mensch unter der Herrschaft seiner tierischen Triebe sollte frei sein und er wäre dies nicht unter der Herrschaft der Gnade? Die Freiheit sollte bloß auf der Stirne des den Vergnügen ergebenen Menschen erglänzen und nicht auf der Stirne der Unschuld? Unsere Heiligen wären nur Idioten und nur die Rationalisten, die Gott verhöhnen, wären frei?

Nein, vergessen Sie es nicht: Es gibt keine Freiheit ohne Glaube; die Freiheit des Bösen ist eine Schande, sie ist eine Abweichung von der wahren Freiheit!

VI.

Ohne Glaube kein Glück

Indem Gott uns den Glauben auferlegte als unerläßliche Bedingung des Seelenheiles, mußte auch seine Liebe Sorge tragen, den Glauben leicht zu machen. Darum hat er unserem Willen jene Richtung gegeben, die man die Neigung zu glauben nennen könnte. Ohne Zweifel, wenn man auf das Äußere unserer Gesellschaft blickt, möchte man sagen, daß die Gedanken der Menge von dem materiellen Interesse gänzlich beherrscht werden; allein, niemand gibt sich deshalb einer Täuschung hin. In jedem Menschen liegt ein geheimer Trieb, der ihn häufig in das Innere seiner Seele führt, der ihn quält und zwingt, über seinen Ursprung, seine Natur und seine Bestimmung nachzudenken. Alsdann erscheint der Glaube als ein Bedürfnis, als eine Notwendigkeit.

Man kann vom Glauben das sagen, was man wohl vom Gebet gesagt hat: er sei das Atmen der Seele. Um nicht zu glauben, muß man sich Gewalt antun; man muß sich in einen unnatürlichen Zustand versetzen. Gewiß, einige bringen dies in ihrer Geistesverwirrung zuwege, wenn auch des öftern ihr Un-

glaube zum Aberglauben wird; und so kommen diejenigen, die nicht der Religion glauben wollen, schließlich dahin, daß sie an alle möglichen Phantasiegebilde, an alle möglichen Träumereien glauben. Sie weisen die Geheimnisse als unbegreiflich zurück nur deshalb, um sich auf andere viel unbegreiflichere zu stürzen.

Niemals wird man aber den Glauben aus dem Herzen der Völker vollständig ausrotten können, mag man auch in verbrecherischer Weise das Bedürfnis zu glauben wegleugnen. Dieser vernünftige Trieb ist so tief in die menschliche Natur hineingesenkt, daß einer, der sich zu dem Gebet nicht verstehen will, wohl manchmal eine Gotteslästerung im Munde führt, die zugleich einen Glaubensakt zum Ausdrucke bringt.

Im übrigen können wir auf das Zeugnis der Jahrhunderte und der Völker verzichten, wenn Plutarch den Gedanken der ewigen Weisheit in die berühmten Worte zusammenfaßt: „Es ist leichter, eine Stadt ohne Mauern, eine Stadt ohne Gesetze, eine Stadt ohne Theater zu finden, als eine Stadt ohne Gottheiten.“ Und da der heilige Paulus Athen besuchte, sagte er, dieses Volk, welches im Altertum am meisten der Philosophie huldigte, sei religiös bis zum Übermaß gewesen. Und wenn wir in unsere Kathedralen eintreten, um welche sich die Städte aufgebaut haben, wenn wir die herrlichen Kirchtürme unseres Landes betrachten, um die herum sich die Menschen ansiedeln, sehen wir alsdann nicht, daß kein menschliches Leben möglich ist ohne Glaube?

Der Mensch ist ein Engel in verkleinertem Maß-

stabe, sagt der Psalmist; er ist ein göttliches Werkzeug, eine himmlische, keine irdische Pflanze. Und gerade deshalb kann er nicht für den Körper allein leben; der Körper ist das Werkzeug der Seele, und die Seele ist das Werkzeug Gottes.

Es ist darum notwendig, daß dieser Geist nach unsichtbaren Regionen strebe und daß er, mag er in den Tiefen des Irrtums oder auf dem Gipfel der Wahrheit weilen, dem angeborenen Bedürfnisse gehorche, das ihn antreibt, zu glauben. Ja, der Mensch hat ein Bedürfnis zu glauben, denn ohne den Glauben erkennt er sich selbst nicht. Der Mensch hat ein Bedürfnis zu glauben, denn ohne den Glauben vermag seine arme Vernunft sich nur in dem Irrtume zu gefallen; er hat ein Bedürfnis zu glauben, denn ohne den Glauben fehlt es seinen Begriffen, das heißt dem, was er tut, an der Größe. Wie könnten auch seine Gedanken richtig, wie seine Handlungen, die Entschlüsse seines Geistes edel, wie seine Werke weise sein, wenn der Glaube ihm nicht in Gott die Wahrheit jeglicher Gerechtigkeit, jeglicher Güte, jeglicher Heiligkeit zeigte?

Allein der Mensch hat auch ein Bedürfnis zu glauben, weil er ohne den Glauben jenes Glück nicht findet, das er anstrebt. Und diesen Punkt wollen wir heute Morgen erörtern.

I. Es gibt in der menschlichen Sprache ein Wort, welches mit unwiderstehlicher Gewalt zum Herzen spricht, ein Wort, welches das Vorrecht hat, die Seele zu ergreifen, sie zu bewegen, ein Wort, das süß dem Ohre klingt wie der Name des Vaterlandes dem Ohre

des Verbannten, der Name des Vaters dem Ohre des Sohnes; und dieses Wort verfehlt seinen Eindruck ebenso wenig auf das Kind wie auf den Erwachsenen, auf den Gelehrten wie auf den Unwissenden, auf den Armen wie auf den Reichen, auf die Menschen, die in den Wäldern leben, wie auf jene, welche die Städte bevölkern. Und welches ist dieses Wort? Sie haben es schon erraten: es ist das Glück!

In der Tat, der Mensch ist für das Glück geschaffen; das Glück ist sein Beruf, sein Ziel und Ende. Für dieses wurde er ins Dasein gerufen, nach diesem strebt er mit der ganzen Kraft seiner Seele. Ja, der Mensch ward geschaffen, um glücklich zu sein; so wie die Vögel geschaffen wurden, um zu fliegen, die Fische, um in dem Wasser zu schwimmen. Sie sehen ja, wie das arme Geschöpf vor allem das Glück sucht. Das Kind verlangt es von seinen Eltern, die Jugend von den reinen Freuden der Familie, wenn sie es nicht in trüben Quellen sucht; der Vater sucht es in den Liebkosungen seiner Kinder, der Großvater in den Liebesbeweisen der Enkel.

Da haben Sie also das dem Menschen notwendige Ideal, das Glück! Aber wie es erreichen? Welches sind die Bedingungen, um zu ihm zu gelangen?

Ein Mensch, der seine Jugend in Verirrungen zugebracht hatte, aber durch die Erfahrung bekehrt worden war, sagte eines Tages zu seinem Söhnchen, das gerade zur ersten heiligen Kommunion gehen sollte: „Mein Kind, die Handlung, die Du vollziehen willst, ist eine überaus feierliche, und vor allem ist sie ent-

scheidend für Deine Zukunft. Wisse, daß es nur zwei Wege gibt; auf dem einen findest Du den Glauben, auf dem andern den Unglauben; auf dem ersten wirst Du glücklich sein, auf dem zweiten nicht. Wenn Du den Glauben an die christliche Religion bewahrst, wirst Du Prüfungen zu überwinden, Kämpfe zu bestehen haben, allein Du wirst glücklich sein, weil der Friede in Deinem Gewissen wohnt. Wenn Du aber den Glauben verleugnest, wird vielleicht der Erfolg Deine Anstrengungen krönen und das Glück Dir lächeln, aber Du wirst nicht glücklich sein!" Fürwahr, eine herrliche Sprache, eine weise Lehre vonseiten eines Mannes, den die Welt enttäuscht hatte! Diese Worte sind die Erläuterung der bekannten Wahrheit: Wenn Jesus gegenwärtig ist, ist alles glücklich; ist aber Jesus abwesend, dann ist alles traurig. Jesum zu besitzen, ist das höchste aller Güter, ihn zu verlieren das größte Übel. Mit Jesus sein in den Prüfungen, ist ein Glück, ohne ihn zu sein, selbst inmitten der Freuden, ist eine Hölle.

Diese Glückseligkeit des Glaubens ist ein Dogma des Christentums. Jesus Christus hat es gepredigt und hat damit nur das Urteil des menschlichen Gewissens bestätigt, das Plato in den Worten ausdrückt: „Der glücklichste der Menschen ist der gerechteste." In Wahrheit, was ist denn die erste Bedingung der Glückseligkeit? Es ist der Friede, den die Ruhe des Gewissens gibt. Ein Mensch mag den Gipfel des Ruhmes und der Ehren erreicht haben, er mag zu dem höchsten Wohlstande gelangt sein, wenn er aber die Ruhe des Gewissens nicht hat, so kann er nicht glücklich sein, weil eben nichts anderes den Platz

dieser Gewissensruhe einzunehmen vermag. Der heilige Paulus hat gesagt, die Ruhe des Gewissens sei eine Wonne, die alle Sinne übersteige; und der Glaube sichert uns diese Ruhe.

Bevor Jesus Christus auf die Erde kam, hatte der Mensch kein anderes Mittel zur Seligkeit, als die Unschuld oder die Buße, verbunden mit der Hoffnung auf die Erlösung. Wie ganz anders ist hingegen unsere Lage, die uns Christus gebracht hat! Wie können wir die Verzeihung hoch genug schätzen, die wir nun gewiß sind, zu finden! Allein, welches ist das Mittel, sie zu erlangen? Jener Ärmste, der schon seit so vielen Jahren das Gesetz der Pflicht mit Füßen tritt, erweckt, durch die Gewissensbisse gedrängt, einen aufrichtigen Akt der Reue, entschließt sich, sein Leben zu bessern, bekennt seine Fehler und geht von dannen mit dem Worte des Friedens: Mir ist vergeben!

Jesus saß einmal bei einem Pharisäer zu Tische; Magdalena, die öffentliche Sünderin, tritt in den Festsaal ein; die Geladenen erkennen sie und empfangen sie mit einem bittern Lächeln. Sie aber nähert sich, ein Gefäß mit Wohlgerüchen in der Hand, stürzt zu den Füßen Jesu nieder, badet diese mit ihren Tränen und trocknet sie ab mit ihrem Haare. Da sagt der Pharisäer bei sich: Wenn dieser der Messias wäre, so würde er jene Frau kennen. Aber Jesus, in Wahrheit der Messias, der Erlöser der Menschen, der gekommen war, das verirrte Schäflein zu suchen, stößt sie nicht zurück, sondern spricht zu ihr: Deine Sünden sind Dir vergeben, weil Du viel geliebt hast! Und Magdalena folgt dem

göttlichen Meister auf seiner Wanderung, er ist ihr Gast; und als er dem Tode nahe war, rief er sie zu seinem Kreuze. Auf dem Kalvarienberge sieht man Maria und Magdalena mit Liebe die Füße des Kreuzes umfassen, und die Blicke des sterbenden Jesu ruhen auf Maria und Magdalena, auf der Unschuld und der Buße.

Welch köstliche Wahrheit! Der arme, vom Glauben erleuchtete Sünder sieht in Jesu den Erlöser, er hört und wiederholt die Worte: Geh hin in Frieden, Deine Sünden sind Dir vergeben! Und wenn der Ärmste sich unter dem Segen des Priesters erhebt, vernimmt er auf dem Grunde seiner Seele das Echo der Worte: Du warst tot und bist wieder auferstanden; Du bist auferstanden für die Gnade, für den Frieden, für die Herrlichkeit! Hören Sie nur das Wort des neubekehrten Sünders: „Wie groß war nicht die Freude meines ganzen Wesens, da ich vor dem Richterstuhle Gottes, niedergebeugt unter meiner Schande, alle meine Fehler in der Beichte ausschüttete, als ich das Wort der Verzeihung vernahm und mit erhobener Stirne wieder fortging!“ Sehen Sie, niemals sonst, weder vor noch nach dem Evangelium, läßt sich etwas ähnliches sagen!

Freilich, die Jesu feindliche Welt glaubt nicht an die Wiedergeburt der Seelen, auch nicht der zum Tode verwundeten. Und wenn sie einmal auf die Opfer der Gewissensbisse stößt, Opfer, die sie vielleicht selbst verschuldet, mögen sie sich auch im Angesichte Gottes, im Angesichte der Engel wieder erhoben haben, sie

murrt und schmäht wie die Pharisäer im Evangelium!

Indes, um glücklich zu sein, genügt die erlangte Verzeihung noch nicht. Der Mensch muß seine Schwäche auf den allmächtigen Arm Gottes stützen, er muß seine Tränen in das Herz des Vaters ausgießen, und der Glaube empfiehlt ihm, zu beten, immer zu beten, ohne je zu ermüden. Durch das Gebet erhebt sich die Seele zu Gott; das Gebet ist ein geheimes Zwiegespräch zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe. Welch herrliche Gnadengabe, welche Freude ist es, in jedem Augenblicke zugelassen zu sein zum Gespräche mit Gott, und zwar mit der Gewißheit, gehört und erhört zu werden! Und es ist nicht etwa Überschwenglichkeit, dieses Wort „mit der Sicherheit, erhört zu werden", denn die Verheißung des göttlichen Erlösers ist deutlich und klar. Hat er sie nicht etwa oftmals wiederholt? „Bittet und ihr werdet erhalten! Klopfet an und es wird euch aufgetan! Betet und ihr werdet erhört werden!" Wie schön ist nicht dieser innige Verkehr zwischen Gott und dem Menschen! Oder gibt es etwas Schöneres, etwas Süßeres als das gemeinsame Gebet? Sagen Sie es selbst, ist es nicht wahr, haben Sie es nicht erfahren, als Sie am Schlusse der Studien, nach Beendigung der Geschäfte und der Arbeit, um den Herd versammelt, bei dem Lichte des Gebetes, gleichsam als Kinder derselben Familie, oder unter der Wölbung des Tempels Ihres himmlischen Vaters die gleichen Güter erflehten und um den Segen Gottes baten; ist es nicht wahr, fühlen Sie hier sich nicht beruhigt,

nicht gestärkt, um den schmerzlichen Gang durch das Leben bis zum Ende zu vollführen? Und wenn die großen Feste kommen, die Gotteshäuser sich mit Pracht und Blumen schmücken, und die Menschen sich alle niederwerfen in demselben Gefühle der Ehrfurcht und der Liebe zu Gott, wird da der Geist sich nicht aufrichten und die Schmerzen der Erde nicht vergessen? Wo sind denn die weltlichen Feste, die ähnliche Wirkungen haben?

Und doch sind die Äußerungen des Kultus noch nichts im Vergleiche zu der Glückseligkeit, welche uns die wirkliche und wesentliche Gegenwart Christi im heiligsten Altarssakramente verschafft. Welch eine Freude, wenn Er selbst in uns ist! Er verbirgt sich vor unsern Blicken, weil sie Seinen Glanz nicht ertragen könnten, aber dennoch kommt Er in unsere Mitte, macht sich zum Gefährten unserer Pilgerfahrt und wir gehen und leben mit Ihm in nachbarlicher Freundschaft. Er ist da, voll der Gnaden; und wer könnte sagen, was der gefühlt hat, welche Freude den überströmte, der sich Ihm nahen durfte? Könige und Königinnen wollen gerne auf die weltlichen Feste verzichten, um in das Gotteshaus zu gehen. Ja, wir fühlen uns hingerissen vor dem Tabernakel unseres Gottes und nichts Schöneres gibt es, als selbst dieses Tabernakel zu sein! Wir nähren uns mit seinem Blute, das sich mit dem unsern vermischt; wir nähren uns mit seinem Fleische, das unser Fleisch wird, Leben von unserm Leben. Was sollen wir hiernach mehr verlangen? Das ist es ja, was unserm Herzen not tut; das ist das Glück, das wir auf Erden finden

können. Bei den irdischen Vergnügen hingegen folgt, wenn man das erhalten hat, was man erstrebte, die Enttäuschung; ist ein Wunsch erfüllt, so kommt ein anderer Wunsch; je mehr man hat, desto mehr möchte man haben. Dies ist eben unsere größte Qual; und diese Erscheinung ist unabhängig von unserem Willen.

An was hat also wohl Gott gedacht, als er dieses arme Herz gebildet, indem er ihm eine Tiefe gab, die nichts auszufüllen vermag? Es sucht immer nach etwas, was es glücklich machen soll, und findet es niemals. Weshalb? Weil wir für Gott geschaffen sind, weil wir des Unendlichen bedürfen, des Ewigen, und so lange dieses uns nicht geschenkt ist, können wir weder glücklich sein noch Ruhe haben. Der Mensch ist eben für die Betrachtung der ewigen Schönheit, der Herrlichkeit Gottes bestimmt und darum kann er bei den Geschöpfen nicht verweilen. Oder habet ihr etwa das Glück gefunden, ihr, die ihr es in immer neuen Unternehmungen, in dem Ruhme, in der Freundschaft suchtet? Gebet Antwort, habet ihr es gefunden? Nein, es ist verschwunden wie eine Wolke, wie ein Traum! Unser Herz kann nur sein Glück finden bei Gott, weil wir für ihn geschaffen sind.

Nun, dieses Glück, das uns im Himmel aufbewahrt ist, beginnt hier auf der Erde mit dem Glauben. Ohne Zweifel ist der Besitz Gottes hier auf Erden nicht jenem gleich, dessen wir uns im Himmel erfreuen werden; aber durch die Wolke des Glaubens ahnen wir denselben doch. Der Glaube enthüllt uns die Zeichen der Liebe, die Wohltaten unseres Gottes. Er zeigt uns Jesum als Kind in einer niedrigen Hütte; dann

als armen Arbeiter, mit Schweiß und Staub bedeckt. Er weist ihn uns, wie er Galiläa durchwandert, wie er auf den Kalvarienberg hinaufsteigt, wie er am Kreuze seinen letzten Seufzer aushaucht, endlich wie er nach seiner glorreichen Auferstehung auf die Altäre herabkommt. Ja, er neigt sich zu mir hin, um mein Herz mit dem seinen pochen zu machen, um mich leben zu lassen sein eigenes Leben. Sehen Sie, das ist es, was mir fehlte! Es gibt Tiefen, in denen die Trostlosigkeit herrscht, so lange nicht die ewige Liebe da hinabgestiegen ist. Was liegt mir nun an der Erde mit ihren Schätzen? Was ist mir das Meer? Mein Gedanke setzt über dasselbe hinweg. Mein Herz verlangt nach einem anderen Gesichtskreis, nach einer andern Harmonie, es hat andere Träume! Ich bedarf meines Gottes, der so voll Güte, so voll Zärtlichkeit ist, der sich im Evangelium offenbarte, um der Zeuge meiner Kämpfe und meiner Freuden zu sein. Ja, Gott tut mir not; der Gott meiner ersten heiligen Kommunion, der Gott meines Herzens, Jesus!

Wenn die Seele sich bei ihrem Gotte befindet, was kann alsdann ihr Glück noch stören? Etwa die trügerischen Hoffnungen einer trügerischen Welt? Aber diese Seele hat andere Hoffnungen, weit höhere als diejenigen, die berücken. Werden vielleicht die Schmerzen, die so oftmals die Lage unserer Verbannung verbittern, werden sie unser Glück zu trüben vermögen? Der Schmerz! Ein schreckliches Wort, dem die Welt unterworfen ist. Ist es doch wahr, was ein Apostel gesagt hat: Ein jeder Mensch befindet sich in Schmerzen vom Augenblicke, wo die Mutter ihn gebiert, bis zu seiner

letzten Träne. Ja, der Mensch lebt mitten im Schmerze; man kann kein Herz berühren, ohne einen Schmerz zu berühren. Der Kalvarienberg — das ist das Geschick eines jeden, und ein jeder, er mag wollen oder nicht, muß auf sein Kreuz sich hinstrecken. Armut, Krankheit, Unglücksfälle, das ist das Los der Menschheit auf der Erde; physische und moralische Übel, Leiden aller Art — da haben Sie das Erbteil des Menschen!

Es würde unnütz sein, hier eine Beschreibung zu wiederholen, die jeder nur zu oft sich selbst zu machen hat. Unser Leben faßt sich in das eine Wort zusammen: Leiden! Nun, sollte das Leid nicht imstande sein, den Frieden jener Seele zu trüben? Hören Sie nur den heiligen Paulus: Wir sind inmitten von Trübsal, und doch voll Freude: wir sind wie Sterbende, und doch voll Leben. Und warum? Weil es die Bestimmung des Menschen ist, zu lieben auf Erden im Leid, um sich zu freuen im Himmel. Das ist das Werk des Glaubens, denn demjenigen, der Glauben hat, wird alles deutlich und klar. Wer Glauben hat, erinnert sich daran, daß Gottes Hand die Hand eines Vaters ist, die nur deshalb züchtigt, weil sie liebt; er gewahrt in den irdischen Prüfungen den Keim der künftigen Glückseligkeit.

Ja wohl, meine Herren, Gott liebt nicht, seine Geschöpfe leiden zu sehen; er kann nicht lieben, sie leiden zu sehen; sonst wäre er ja nicht Gott; er wäre ein Tyrann; es würden ihm die Eigenschaften abgehen, welche seine Güte begründen. Er will darum die

Leiden nicht um ihrer selbst willen; aber er liebt zu sehr seine Kinder, um ihnen das Mittel zu entziehen, welches sie von einem schlimmeren Übel, von dem ewigen, befreien kann.

Das ist die Aufgabe des Schmerzes; er befreit uns von der Sünde, von dem irdischen Elende und bereitet uns die ewige Glückseligkeit vor. Darum sagte auch die heilige Theresia inmitten der Schmerzen: „Ich erfreue mich eines unzerstörbaren Friedens, weil das Leid mich reinigt."

Der Glaube versüßt ferner den Schmerz. Denjenigen, die leiden, zeigt er das Kreuz und spricht zu ihnen: „Ihr, die ihr leidet, kommet zum Kreuze!" Haben Sie einmal gesehen, was eine Mutter tut, um ihrem Kinde die Bitterkeit eines heilsamen Trankes zu versüßen? Sie führt den Trank an ihre Lippen und reicht ihn alsdann mit einem Lächeln dem Kinde; nun trinkt ihn das ermutigte Kind. So macht es auch der Glaube; er zeigt uns Jesum, der den bittern Kelch trinkt, der für uns am Kreuze stirbt. Das ist in Wahrheit ein Trost.

Als man den heiligen Bonaventura fragte, woher den Martyrern die Kraft, der Mut und der Heroismus komme, gab er zur Antwort: „Die Seele der Martyrer wohnt eben nicht in ihrem Leibe, sondern in Jesu Christo. So macht sich der Martyrer aus jedem Schmerze einen Triumph; während man seinen Körper zerreißt, während das Eisen in seinem Fleische wühlt, sieht die Seele das Blut aus den Wunden strömen, ohne zu erblassen, denn sie befindet sich im Herzen Jesu Christi."

Auch wir haben das Wunder des Martyriums vor unsern Augen. Wie viele Seelen erdulden nicht moralische Schmerzen, die weit grausamer sind als die physischen Leiden! Wie viele Seelen seufzen auf in ihrem Leid: „O, könnte ich doch in den ewigen Frieden eingehen! Gewiß würde ich dem Leben keine Träne nachweinen. Das Leben ist freilich eine Prüfung, aber die meine dauert so entsetzlich lange! Doch ich sehe das Kreuz, die Nägel, die Dornen, den Essig, die Galle; und alles das hat Jesus für mich gelitten. O Jesus, gib mir Ergebung; stelle mein Kreuz neben das Deine!" Worin liegt denn das Geheimnis solcher Seelen? In dem Glauben an Jesum.

Allein der Glaube hört hier nicht auf; er erklärt nicht nur den Schmerz, er läßt ihn uns sogar lieben. Ohne Zweifel ist es unmöglich, den Schmerz um seiner selbst willen zu lieben, aber man liebt ihn als ein Heilmittel, als eine Sühne, so wie die Hand das Gewicht des Goldes liebt, das sie niederdrückt.

Der Schmerz ist vorzüglich eine Offenbarung der Liebe. Zwei Dinge machen die Liebe kund: die Wohltaten und die Leiden. Die Leiden sind die höchste Offenbarung der Liebe; wenn man sich Leiden gegenüber befindet, so ist man gezwungen zu sagen: Lieben wir uns! Auch das härteste Herz sinkt vor den Leiden zusammen. Gibt es nun etwa größere Leiden, als Jesus für uns erduldet hat? Wenn wir zu den Füßen des Kreuzes diese Worte lesen: „Sic dilexi, so habe ich die Welt geliebt," dann fühlen wir in unserem Herzen ein gewisses Etwas, welches antwortet: So muß man lieben! Alsdann wird das,

was für die anderen eine Qual ist, eine Freude für uns, ein Grund zur Wonne; dann ruft man mit unbeschreiblicher Innigkeit aus: „O lasset mich leiden!“ Leiden ist mein Schatz; die Drangsal ist eine Freude, wie der Apostel sagt. Dann spricht man: „Wir wollen leiden, denn das Leid ist ein Liebesband, das uns mit Gott verbindet!“

Wir können nicht leben ohne zu leiden. Hören Sie das herrliche Wort der heiligen Theresia: „Entweder leiden oder sterben!“ Der Schmerz ist so süß, daß es besser ist zu sterben als nicht zu leiden. Die Welt mag darüber staunen; aber dies ist Wahrheit.

Ja, wie schön ist unsere Religion, und besonders wie trostreich! Und wie schuldvoll und unglücklich sind jene, die selbst mit dieser Lehre unbekannt, die Religion nun auch aus dem Herzen derjenigen herausreißen wollen, die leiden! Das ist das größte Verbrechen, das man gegen die Menschheit begehen kann; denn die Menschheit ist in ihrer Gesamtheit ein Wesen, das verzweifelt, wenn es keine tröstenden Freunde findet. Ja, diese große leidende Menschheit findet nur Trost in den Armen desjenigen, der den Schmerz überwunden hat; diese große gekreuzigte Gesellschaft wird niemals ihre Qualen lindern können, wenn sie nicht ihren Kalvarienberg Demjenigen nahebringt, der den Schmerz geheiligt hat; diese große verzweifelnde Menschheit wird niemals ihr Heil finden, es sei denn in der heiligen Hoffnung auf die Zukunft; diese große Unglückliche wird niemals ihre Tränen trocknen können, wenn nicht im Hinblick auf die

Ewigkeit; diese große Trostlose wird niemals Trost finden, wenn nicht im Herzen Jesu!

Und wenn sie diesen Glauben an Jesu verliert, dann wird sie anstelle des Glaubens von einem Schmerze ergriffen werden ohne Ende und ohne Ruhe; nichts wird mehr die Leiden der Menschen versüßen, und dann werden diese entweder sich untereinander zerfleischen oder sich das Leben nehmen; dann wird auf die Stunde der Hoffnung und der Liebe die Stunde der Verzweiflung und des Todes folgen.

II. Alles hört nicht mit diesem Leben auf. Nachdem der Glaube die Übel des gegenwärtigen Lebens uns versüßt hat, will er uns auch noch die Ängsten des Todes versüßen. An der Wiege sowohl wie an dem Grabe hat er immer ein Wort der Glückseligkeit.

Der Tod ist und war immer der Schrecken für das Menschengeschlecht, da er uns als das Ende eines Lebens erscheint, welches der Anfang eines andern ewigen Lebens ist, dessen Ungewißheit uns mit Schrecken erfüllt. Sollte es nun nicht das Geheimnis des Glückes sein, den Überraschungen des Todes durch die Zusicherung jener Zukunft vorzubeugen, nach der wir uns sehnen? Und gerade das tut der Glaube! Um uns auf die große Trennung vorzubereiten, lehrt uns der Glaube die vergänglichen irdischen Güter verachten, und macht er uns im voraus der ewigen Güter teilhaftig, indem er uns ans Herz legt, hienieden wie ein Verbannter in fremdem Lande zu wandern, die Augen stets unentwegt auf das Vaterland gerichtet; er lehrt uns, die flüchtigen Freuden gering schätzen und diesen flüchtigen Freuden die

Pflicht vorziehen, in deren Namen wir zu Gott gelangen; er läßt uns bereits im voraus die Wonnen kosten, die uns im Himmel erwarten. Und um uns dahin zu bringen, hält er uns diese Lehren vor: Bedenke, daß dieses Leben nicht das eigentliche Leben ist; es ist nur ein dunkler Anfang des Lebens. Das, was uns in diesen, unsern sterblichen Tagen zuteil wird, kann mit jenen flüchtigen, kurzen Noten verglichen werden, die eine Harmonie, ein Konzert einleiten, und die der Künstler den Saiten seines Instrumentes entlockt, um es zu prüfen. Der Hymnus des Lebens wird erst jenseits des Grabes gesungen, an einem Orte wohin der Tod nicht dringen kann.

Und wie verdoppelt der Glaube seine Sorgfalt, wenn der Tod sich nahet! Er spricht uns nur von Hoffnung, Vertrauen, Unsterblichkeit; er läßt uns jetzt schon die künftigen Güter verkosten, indem er uns Gott den Herrn zeigt als ewigen Lohn. Und wie tröstet er die Betrübten, die im Leben zurückbleiben! Fénélon sagte, Freunde müßten miteinander sterben, um den Schmerz der Trennung nicht zu fühlen. Das sind Worte von der größten Innigkeit; allein der Glaube ist da, um uns zu stärken. Ja, welchen Ausdruck sollen wir unserem Schmerze geben, wenn wir bedenken, daß unser Leben nur eine Pilgerfahrt zwischen den Gräbern jener ist, die wir geliebt haben. In dem Maße, in welchem wir voranschreiten, vermehrt sich die Zahl dieser Gräber und das Herz bleibt zerrissen zurück, da es so viele Teuren sterben sieht, gleich ebenso vielen Teilen, die sich von unserm Wesen loslösen! Wie sollte man sich da ohne Glauben

trösten können? Wenn wir aber Glauben haben, so sagt dieser uns: „Weine nicht! Deine Lieben haben ja nur ihre Kleidung zurückgelassen; sie werden wiederkommen, sie zu holen; du wirst sie im Schoße dessen wiedersehen, der gesagt hat: „Ich bin die Auferstehung und das Leben."

Wie, wir sollten unsere Lieben wiederfinden? Wir sollten sie wiedersehen? Wir sollten sie lieben und mit ihnen in einem Leben zusammensein, dem der Wechsel der Zeiten nicht mehr Schaden bringen kann?

Zweifeln Sie etwa daran? Aber wie? Sollten Sie denn glauben, daß Familie, Freundschaft, daß alle jene heiligen Gefühle, die von Gott ihren Ausgang nahmen, nur während dieses Lebens dauern könnten, wo sie kaum angefangen? Aber ich frage Sie: Werden wir nach dem Tode unsere persönliche Identität bewahren, ja oder nein? Wenn nein, was liegt uns dann an Gott, am Himmel, an der Hölle, an der Strafe, an der Belohnung! Wenn wir sie aber bewahren, so bewahren wir auch das Gedächtnis, und wir werden alsdann unseren Vater, unsere Mutter wieder erkennen; wir werden die Freundschaft zu jenen teuren Wesen bewahren, mit denen wir durch Zuneigung und Dankbarkeit verbunden sind.

Aber dann, so sagt man vielleicht, wird ja der Gedanke an Gott uns vollständig in Anspruch nehmen. Indes, auch in diesem Leben lieben Sie Gott, können Sie aber deshalb nicht an Ihre Lieben denken? Je mehr Sie Gott lieben, desto mehr denken Sie an Ihre Teuren, da Gott Ihre heilige Liebe, Ihre berechtigte Zuneigung stärken und erheben wird. Im

übrigen läßt die Kirche, die Lehrerin des Glaubens, den Priester, wenn er in der heiligen Messe die Gebete der Gläubigen sammelt und seiner verstorbenen Eltern und Verwandten gedenkt, folgende Worte an Gott den Herrn richten: „Gedenke derjenigen, die uns vorangegangen sind mit dem Zeichen des Glaubens und nun ruhen im Schlafe des Friedens."

Wir werden somit unsere Lieben wiedersehen. Bewahren Sie diesen Glauben, der unsere Herzen tröstet; bewahren Sie ihn als Ihr größtes Gut, übermachen Sie ihn Ihren Kindern als die kostbarste Erbschaft! Und Ihr, die Ihr diesen Glauben verloren habet, suchet nach diesem himmlischen Lichte, denn ohne Glauben können wir nicht nur nicht unser übernatürliches Ziel erreichen, ohne Glauben ist auch unser jetziger Lebensweg nur mit Schmerzen besäet; denn um den armen Zweifler ist alles traurig, alles schwarz und finster! Der Unglaube strebt nicht nur darnach, den Himmel zu entvölkern, er raubt auch der Erde jeden lieblichen Zauber.

VII.

Die Liebe zu Gott

Wissen Sie auch, was den Inbegriff des menschlichen Lebens ausmacht? Die Demut und die Liebe. Diese Tugenden im weiteren Sinne bilden den eigentlichen Inhalt des Lebens Jesu und sie müssen auch der Hauptgrundsatz der Nachfolger Jesu sein.

In dem großen Werke der menschlichen Wiedergeburt ist die Demut das Fundament, die Liebe die Krönung des Gebäudes. Die Demut ist der Anfang jeglicher Tugend, die Liebe umgibt sie mit dem herrlichsten Glanze. Die Demut ist von wahrer Tugend untrennbar; die eine kann ohne die andere nicht bestehen. Diese beiden Tugenden sind gleichsam durch zwei Verträge miteinander vereinigt und in ihrer Verbindung bilden sie jenes erhabene Ganze von göttlicher Schönheit, das man das christliche Leben nennt. Alle andern Tugenden sind diesen beiden untergeordnet und fügen sich denselben gleichsam als Zutaten an.

Ich habe nun nicht die Absicht, Ihnen von der Demut zu reden, weil mir die Zeit dazu mangelt. Ich will von der Liebe sprechen, weil mich hierzu die Gegenstände führen, die ich bisheran behandelt habe.

Was ist die Liebe? Sie teilt sich in eine Liebe zu Gott und eine Liebe zu den Brüdern. Gott in sich selbst und um seiner selbst willen lieben, ihn lieben über alle Dinge, das ist der erste Gegenstand der Liebe. Den Nächsten lieben aus Liebe zu Gott, das ist der zweite Gegenstand der Liebe. Diese beiden Gebote sind so innig miteinander verbunden, daß das eine oder das andere nicht bestehen kann; denn das erste ist die Grundlage und der Inbegriff aller unserer Pflichten.

Der Gegenstand ist überaus süß und lieblich; allein ich kann ihn nur nach dem Maße meiner Fähigkeiten behandeln, welches ein unzureichendes ist. Doch Du, o mein Gott, der Du die Liebe selbst bist, Du wirst mir Deinen Geist senden, der alle in der Liebe unterweiset!

I. Wir sind so sehr von den Dingen dieser Welt eingenommen, daß das Wort „Liebe zu Gott" mit den Pflichten, die mit ihm verknüpft sind, und den Vorteilen, die es bringt, für den größeren Teil der Menschen gleichsam der Ausdruck einer fremden Sprache ist. Und dennoch müssen wir Gott lieben, weil er es uns gebietet, weil er es verdient und weil er uns zuerst geliebt und mit Wohltaten überhäuft hat.

Wir müssen ihn lieben, weil er es gebietet. Sehen Sie den Sinai, die Blitze, die ihn erleuchten; hören Sie den Donner, der unter den Söhnen Israels Bestürzung verbreitet! Es ist Gott, der zu seinem Volke spricht. Merken Sie auf, öffnen Sie Ihr Ohr und vernehmen Sie die Stimme Gottes! Welches sind

denn seine Worte? Hören Sie: Gar viele Dinge erfordern Deinen Fleiß und spornen Dich zur Tätigkeit an. Einerseits mußt Du mit Deinen Brüdern leben, auf der andern Seite mußt Du an die Gegenwart denken und die Zukunft vorbereiten; die Wissenschaft und die Natur ziehen Dich an. Was ist daran gelegen? Vor allem mußt Du lieben; und zwar mußt Du lieben nicht bloß für einen Augenblick, sondern für immer, nicht mit Maß, sondern mit Deinem ganzen Herzen! Und welches ist der Gegenstand dieser Liebe? Der Herr! Das ist das Wesen, das Du lieben mußt. Nicht die Erde, auf der sich nur Verderbnis findet, nicht die Himmel, die sich über Dir ausbreiten wie die Zelte in der Wüste, nicht die Geschöpfe, sondern den Herrn des Himmels und der Erde sollst Du lieben. Du sollst Dir dies wiederholen am Morgen und am Abende; Du sollst diese Liebe in Deinem Herzen tragen, denn ich will nicht, daß Du diese Liebe vergissest!

Und die Propheten haben es wiederholt, die Philosophen sind gekommen, es in die Erinnerung zurückzurufen: „Liebet euren Gott mit allen euren Kräften, denn das ist das erste der Gebote!“ Auch die Predigten des göttlichen Erlösers haben zum Endzwecke die Liebe. Der heilige Paulus sagte: „Und wenn ich die Stimme der Engel und der Menschen redete, hätte aber die Liebe nicht, ich wäre ein tönendes Erz, eine klingende Schelle. Wenn ich die Gabe der Weissagung besäße und alle Geheimnisse sowie jegliche Wissenschaft verstünde, und wenn ich allen Glauben hätte, so daß ich Berge versetzen könnte, hätte aber die

Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und würde ich mein ganzes Besitztum als Speise unter die Armen verteilen und meinen Leib zum Verbrennen hingeben, hätte aber die Liebe nicht, es würde mir nichts nützen."

Somit ist die Liebe alles; somit müssen wir Gott lieben bei Strafe auf ewig in die Flammen der Hölle zu fallen. Gott hat uns geboten, ihn zu lieben. Wessen bedarf es denn mehr, um unser Herz anzuziehen und zu binden? Wie? Gott, der Schöpfer des Himmels und der Erde, unser Schöpfer, vor dem die Engel niederfallen, der dem Blitze befiehlt, der auf den Flügeln des Windes dahinfährt, durch dessen Stimme das Weltall erschüttert wird, er gebietet uns, ihn zu lieben? Aber bei den Fürsten der Erde, die weit davon entfernt sind, zu befehlen, daß man sie liebe, ist es schon viel, wenn sie ihren Untertanen gestatten, ihre Freunde zu sein, und das noch in ehrfurchtsvoller Entfernung; und Gott erlaubt es nicht nur, sondern er befiehlt es uns! „Aber, mein Gott!" ruft der heilige Augustinus aus, „wer bin ich denn, daß Du mir befiehlst, Dich zu lieben? Ist es vielleicht ein Unglück, Dich nicht zu lieben?" Und doch, gar oft vergessen wir es; und das wegen unserer Leidenschaften. Verdient dann etwa Gott nicht, daß wir ihn lieben? Aber er ist der Einzige, der unsere Liebe verdient. Unser Herz ist geschaffen, um zu lieben; die Liebe ist sein Gesetz, sein Leben, sein Ziel und Ende. Dem Herzen ist die Liebe notwendiger als die Luft, die wir atmen.

Aber was sollen wir lieben? Vernunft und Glaube

haben nur eine Antwort: Das Gute! Nun ist aber Gott das höchste Gut. Der heilige Augustinus sagt: „Erwäget wohl dieses Wort!“ Er ist das höchste Gut, das alle anderen Güter, alle Vollkommenheiten bis zu dem höchsten Grade in sich vereinigt; er ist das unendliche Gut, er steht unendlich über aller Größe, über aller Vollkommenheit, über aller Erhabenheit, die wir uns nur zu denken vermögen; er ist das höchste Gut, das alle Substanz, alle Macht, alle Vernunft, alle Weisheit unendlich übertrifft. Er ist das Licht, die Freiheit, die Glückseligkeit, der Ruhm. Und doch ist er nichts von alldem, denn er ist mehr wie alldas! Er ist das höchste Gut, das alle Vollkommenheiten einschließt; im Himmel und auf der Erde findet sich kein Gut, das wie jenes alle Güter umfaßt, da es ihre gemeinsame Quelle ist. Alles ist in ihm; Größe und Schönheit sind in Gott, Vernunft und Allmacht sind in Gott, Güte, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Zärtlichkeit sind in Gott. „Von Gott,“ sagt der heilige Thomas, „gehen alle jene Güter aus. Er ist die Quelle aller Güter, eine Quelle, die niemals versiegt; alle Güter, die wir hienieden finden, sind nur ein Strahl, der von Gott ausgeht, sie sind nur ein Wiederschein Gottes, ein schwaches Bild von Gottes Heiligkeit. Alles, was wir hienieden lieben, trägt die Spur von Gottes Hand. Der Mensch mit seinen Werken, die Könige mit ihrer Macht, sind nur ein Schatten von Gottes Größe.“ Betrachten Sie nur das Genie des Künstlers, das unsere Bewunderung erregt; was sind denn seine Meisterwerke? Was sind sie anders als ein kleiner Funken, als ein schwacher

Schatten von der Schönheit Gottes? Raphael mit seinen Ideen, mit seinen Bildern, auf welchen er Gestalten von lieblicher Anmut, von schönem Verhältnis zeichnete; Mozart mit seinen Harmonien, die Poesie aller Zeiten, die herrlichsten Schauspiele der Schöpfung sind nichts im Vergleich mit der Schönheit Gottes, die schon Plato geahnt hat. Der heilige Augustinus ruft aus, er habe zu spät geliebt, um diese Schönheit begreifen zu können, die jegliche Seele bezaubert, das höchste Gut. Ja lassen Sie nur Ihrer Einbildung freien Lauf, erdenken Sie sich das Schönste, das Beste, das Edelste, das Reinste, das Zarteste, das Sie sich vorzustellen vermögen; denken Sie an die erhabenste Vollkommenheit und heben Sie dann alles das über die Erde und über den Himmel bis ins Unendliche hinaus, und Sie werden etwas von dem zu begreifen beginnen, was in dem Worte liegt: „Das höchste Gut!" Kann man hieran denken, ohne zu ihm hingerissen zu werden vor Liebe? Aber wir lieben ja die Güte, die Schönheit, die Gerechtigkeit. Nun, die Güte, die Schönheit, die Gerechtigkeit sind in Gott. Die Güte, die Sie in den Geschöpfen bewundern, die Schönheit, die Sie hier anzieht, sie sind nur ein schwacher Widerschein der Güte und der Schönheit des Ewigen, der Schatten seiner unendlichen Vollkommenheit.

Indes antworten Sie mir: die Geschöpfe sieht man, Gott hingegen sieht man nicht! Aber Sie wissen doch aus Erfahrung, daß man nicht, um zu lieben, gerade mit den körperlichen Augen zu sehen braucht. Sehen Sie denn hienieden dasjenige, was wir in uns

am meisten lieben? Lieben wir denn mehr die Glieder, von denen wir Gebrauch machen, oder die Kraft, die sich ihrer bedient? den Körper oder die Seele, die denkt und die wir erst, wenn wir in der andern Welt sind, zu sehen vermögen? Und ist es bei unserem Nächsten nicht auch die unsichtbare Seele, die wir am meisten lieben! Gedenken Sie jener Wesen, die Ihnen teuer sind, Ihres Vaters, Ihrer Mutter, und sagen Sie mir: liebten Sie etwa in Ihnen jene Hülle, die nunmehr in Staub zerfallen ist? Lieben Sie dieselben jetzt vielleicht nicht mehr, weil sie ferne von Ihnen sind? O nein, das, was wir liebten, lieben wir noch jetzt; und das, was von Ihnen lebt, die Seele des Vaters, der Mutter, des Bruders lieben wir jetzt nicht minder!

Allein, erwidert man mir, jene Seele sah man in ihren Werken, in ihren Handlungen; sie erglänzte in dem Ausdrucke ihrer Gefühle, in ihren Wohltaten. Aber offenbart sich die Größe Gottes etwa nicht auch durch die Werke der Schöpfung? Welche Liebe hat uns denn größere Beweise gegeben, als die Liebe Gottes zu dem Menschen? Was ist die Schöpfung anders als der Ausdruck der Liebe Gottes zu den Geschöpfen? Diese Wunder, sagt der heilige Thomas, verkünden durch ihre Harmonie die Liebe des Herrn. Ja, auf jeder der glänzenden Seiten der Schöpfung findet man die Liebe geschrieben. Die Nacht, der Tag, die Tautropfen, die Blumen kennen nur diesen Ruf; der Himmel, die Erde, das Meer, alles spricht von der Liebe Gottes. Die Welt ist vor allem die Schule der Liebe. Ein jeder liebt in seiner Weise;

denn alle vernünftigen Wesen verlangen mit uns zu lieben. Die Welt, sagt der heilige Gregor, tritt zu dem Menschen hin und bittet ihn, sie zu heiligen durch seine Liebe. Alles ist euer, sagte der heilige Paulus, alles ist für euch gemacht; liebet denjenigen, der euretwegen die Welt ins Dasein rief.

Nun ist es aber gerade das große Unglück der Menschen, die Quelle aller Laster, aller Irrtümer, aller Verbrechen, daß man Gott nicht liebt; und man liebt ihn nicht, weil man sich von Gott nicht geliebt glaubt. Ja, wenn man die Überzeugung haben könnte, daß Gott uns trotz unserer Armseligkeiten zugetan ist, daß er uns immer zugetan bleibt, wie würde es süß sein, ihn zu lieben; es wäre unmöglich, uns nicht mit ihm zu vereinigen durch die Liebe! Unser Herz neigt sich eben so leicht zu den Personen hin, die uns Anhänglichkeit zeigen. Es ist ein Gesetz unserer Natur, welches zwar schwierig ist für den ersten Schritt, dann aber auch das Weiterschreiten durch die Nachahmung leicht macht. Wie sollten wir aber an der Liebe Gottes zweifeln, da er uns dieselbe doch durch das Geheimnis seiner Menschwerdung so deutlich gezeigt hat? Hier offenbart sich Gott in seiner ganzen Allmacht. Es war dem Menschen schwer, Gott um seiner selbst willen zu lieben, ihn zu lieben als seinen höchsten Herrn, und was tut Gott nun? Er verbirgt die Strahlen seiner Majestät, er nimmt die menschliche Natur an, hüllt sich darin ein wie in einen Schleier und zeigt sich so seinen Geschöpfen. Um zu erkennen, wie sehr Gott uns geliebt hat, genügt es, die Summa des heiligen Thomas zu durch-

blättern. Durch seine Geburt ward Jesus unser Gefährte; er ist beim letzten Abendmahle unsere Speise, am Kreuze unser Erlösungspreis, im Himmel unser Lohn. Also Derjenige, der im unzugänglichen, ewigen Lichte strahlt, Gott selbst, wird ein schwaches Kind um unsertwillen, er steigt auf die Erde herab, liegt auf feuchtem Stroh, wächst heran in der Verborgenheit, aus Liebe zu uns — das ist der Schöpfer der Welt! Welch eine Erniedrigung! Welches Geheimnis der Liebe! Kann es eine größere Liebe geben? Aber das genügt ihm nicht. Das größte Zeichen der Liebe, das man geben kann, ist, das eigene Leben für die Person zu opfern, die man liebt. Nun gut, Gott der Herr, nicht zufrieden damit, alles dem Menschen gegeben zu haben, nimmt, da er als Gott weder leiden noch sterben kann, die menschliche Natur an; jetzt kann er als Mensch leiden und sterben, und nun sehen wir ihn das Kreuz besteigen. Gewiß, es ist etwas seltenes, daß einer für seine Freunde stirbt; es ist ein Heroismus, der sich nicht oft in der Geschichte findet. Allein, Jesus Christus ist gestorben für seine Feinde, für jene, die ihn verhöhnten. O sehen Sie dieses Übermaß der Liebe! Jenes Kreuz, jene Nägel, jene Dornen, sie sagen uns, wie sehr uns Gott geliebt hat. Das Kreuz ruft es noch lauter als das Stroh von Bethlehem, wie teuer wir dem Herrn waren.

Es schien als könnte die Liebe des Herrn nicht weiter gehen als bis zur Hingabe seines Blutes und seines Lebens für uns. Aber doch, unendliche Allmacht! Er findet das Geheimnis, uns noch mehr seine

Liebe zu bezeugen und zwar durch die Einsetzung des Sakramentes der Eucharistie. Als Jesus an dem Kreuze starb, waren nur einige wenige Zeugen dieses schmerzlichen Schauspieles, und als alles beendet war und das Schlachtopfer zum Himmel emporstieg, blieb nurmehr sein Andenken übrig. Allein durch die Einsetzung des heiligen Altarsakramentes erhebt sich auf allen Punkten der Erde ein neuer Kalvarienberg, wo wir seinen Leib und seine Seele empfangen. Ja, über dem Tabernakel, welches den Leib unseres göttlichen Erlösers einschließt, lese ich in blutiger Schrift diese Worte geschrieben: Gott hat Dich geliebt!

Wie kann man solch herrlichen Beweisen der Liebe Gottes gegenüber gleichgültig bleiben? Sein Andenken, die Dankbarkeit, der Blick allein auf das Tabernakel hin müßte unsere Liebe wecken; unsere Liebe müßte als Grenze nur die Unvollkommenheiten der Natur kennen, im übrigen sollte sie einen unwiderstehlichen Aufschwung zum Unendlichen nehmen. Der Apostel sagt: Folgen wir unserem Jesus und lieben wir ihn, wie er uns zu lieben gelehrt hat! Sehnen wir uns nach dem Augenblicke, wo unser Geist, frei von aller irdischen Unvollkommenheit Gott lieben kann mit ganzer Innigkeit!

Wer kann das Gute schildern, was uns diese Liebe bringt? Sie ist die Quelle des Lebens und der Gnade; sie gießt unseren Herzen Gottes Willen ein. Bedenken Sie es wohl! Wir befinden uns in einem Abgrunde des Elendes und der Irrtümer; aber kaum

steigt die Gnade Gottes in unsere Seele hinab, kaum neigt sich Gott zu uns nieder, so erhebt er die Seele zu sich hinauf, um sie umzuwandeln in sich, und es bewahrheitet sich das Wort des heiligen Augustinus: Wir nähern uns Gott dem Herrn! Sehen Sie nur jene armen Frauen, jeglicher Wissenschaft unkundig, jene Landmädchen, jene Arbeiterinnen, die nichts gelernt haben, die keinen andern Lehrmeister hatten als die Liebe Gottes; sie besaßen, wie eine hl. Katharina von Siena, so viel Wissenschaft, so viel Licht und Geistesschärfe, daß sie sich bis zur Höhe des Genies erhoben. Ja, dieses arme Herz fühlt, von der Liebe Gottes entflammt, die traurigen Leidenschaften nicht mehr, sondern in himmlischer Entzückung stürzt es sich auf die Tugend, auf die Opfer, und von den Flügeln dieser Liebe getragen, folgt es nicht mehr dem Eigennutz, es zürnt nicht mehr dem Undank, es erwartet von den Menschen keine Vergnügen, keine Ehren mehr, sondern gleich dem Adler fliegt es auf sein Vaterland, den Himmel, zu, und selbst seinen Verfolgern gegenüber bewahrt es die Ruhe, da es Gott liebt, da es weiß, daß nichts so himmlisch ist wie seine Liebe. Und wenn die Liebe dem menschlichen Willen Kraft verleiht, wenn die Liebe selbst angesichts des Todes nicht zurückschreckt, ja diesen uns lieb und teuer macht, da wir ihn für diejenigen erleiden, die wir lieben, was wird diese Liebe erst sein, wenn sie Gott zum Gegenstande hat?

Ja, mein Gott, ich liebe Dich über alle Dinge, ich liebe Dich mit allen meinen Kräften, und wenn ich Deinetwegen verzichten müßte auf den Vater, auf

die Mutter, ich würde es tun, da ich Dich über alles liebe!

Das war es, was den heiligen Paulus die Schrecken des Todes ertragen ließ; das war es, was die Martyrer über ihre Peiniger triumphieren machte. Und wenn ich die heilige Agnes frage: Wer gab Deinem jugendlichen Körper die Kraft, den Leiden die Stirne zu bieten, ohne zu erbleichen? so gibt sie mir zur Antwort: „Ich liebe Christum, und mit dieser Liebe im Herzen fürchte ich die Qualen nicht.“ Ich liebe Christum! Das ist der Ruf der Heiligen alle; und diese Worte haben sich die Apostеln und die Martyrer zur Losung gewählt. Dieser Ruf erklärt die ganze sittliche Größe jener Heiligen, die seit neunzehn Jahrhunderten die Welt in Erstaunen setzen; er läßt uns zur Heiligkeit gelangen, er hat so vielen Seelen den Himmel geöffnet. Sie stehen voll Bewunderung vor den Werken der Heiligen; allein die Heiligen sind dem Himmel so nahe durch ihre Liebe zu Gott.

Diese Liebe schließt alle Tugenden in sich. Gleich wie der Sonnenstrahl in dem Prisma sich zersetzt und Sie alsdann alle Farben des Regenbogens sich bilden sehen, so ist die Liebe der Strahl der Heiligkeit, der sich in den Seelen der Heiligen zersetzt und alle ihre Vollkommenheiten sichtbar hervortreten läßt. Die Liebe ist der gemeinsame Herd, von dem alle anderen Tugenden herkommen. Jede Handlung hat vor Gott nur Wert nach dem Maßstabe der Liebe, von der sie eingegeben ist. So wird auch im Himmel die Liebe über alle Tugenden herrschen; der Glaube und die Hoffnung werden aufgesogen von der gött-

lichen Liebe; aber diese Tugend bleibt unverändert bestehen. Hienieden auf der Erde singen wir das Lied des Glaubens, den Hymnus der Hoffnung; allein die ganze Harmonie dieses Gesanges wird im Paradiese ausklingen in dem ewigen Hymnus der Liebe, der göttlichen Liebe. So wird, wie der heilige Johannes sagt, die Liebe ewig sein wie Gott selbst.

O Liebe, o Tugend des Paradieses, sei gepriesen, denn du bist der Trost der Glückseligen und du machst einen Altar aus dem Herzen des Menschen! Glücklich darum jene Seelen, die sagen können: Dein Wort hat in mir jene Flamme entzündet; ich fühle sie in mir! Glücklich jene Seelen, welche die göttliche Liebe zu bewahren verstehen; denn die göttliche Liebe ist jene unversiegbare Quelle, von der Jesus zur Samariterin sagte: Glücklich, wer an diesen Wassern trinkt; denn sie entspringen hienieden und fließen hinüber in das ewige Leben!

II. Werden Sie es wohl glauben? Die Liebe zu Gott, welche das Glück der Seele ist, ist auch zu gleicher Zeit das Glück der menschlichen Gesellschaft. Zwei Städte, sagt der heilige Augustinus, hat die Liebe gebaut. Die Liebe des Menschen zu sich selbst, bis zur Verachtung Gottes getrieben, baute die Stadt der Barbarei, des Verderbens, des Bösen; die Liebe des Menschen zu Gott, bis zur Verachtung seiner selbst veredelt, baute die Stadt des Lichtes, des Guten. Unter der Herrschaft des Egoismus ist der Mensch bis auf den untersten Grad der Erniedrigung hinabgesunken; unter der Herrschaft der Liebe wurde der Mensch gesittet. Der Mensch, der nichts anderes

als sich selbst liebt, ist zu allen Lastern, zu jeglicher Grausamkeit, zu allen Schändlichkeiten imstande; der Mensch, der Gott liebt, ist jeglicher Tugend fähig.

Bevor Jesus Christus die Flamme der göttlichen Liebe auf die Erde brachte, war der Mensch verachtet, das Gute verlassen, die Gerechtigkeit mit Füßen getreten. Aber kaum trägt Jesus die Liebe Gottes zu uns herab, da ändert die Erde ihr Angesicht; man liebt Gott und zwar liebt man ihn durch die seltensten Tugenden, die Opfer treten hervor und die edelsten, heiligsten Liebesergüsse beginnen. Darum ist es wohl wahr, daß Gott geliebt werden will aus ganzem Herzen, daß er geliebt werden will über alle Dinge, aber nicht deshalb, um eine andere Liebe auszulöschen, sondern um sie zu stärken und in der Ordnung der Pflichten festzuketten.

Wer Gott liebt, muß ja notwendiger Weise das lieben, was Gott liebt. Das, was Gott dem Herrn teuer ist, muß auch ihm teuer sein; das, was Gott gesegnet hat, muß auch für ihn gesegnet und heilig sein. Deshalb muß er die Familie lieben, die Gott segnete; er muß das Vaterland lieben, da Gott der oberste Herr jeglicher Gesellschaft ist; er muß die Menschheit lieben, da sie nach dem Bilde Gottes geformt ist.

Oftmals schon bin ich gefragt worden: „Aber wozu dient denn diese göttliche Liebe?“ Sie dient dazu, uns in wirksamer Weise unsere Brüder gleich wie uns selbst lieben zu lehren, uns das Gebet für den Vater, für die Mutter, für die Schwester, für die Freunde, für das Vaterland, für die Menschheit auf die Lippen zu legen; sie dient dazu, die Gatten ein-

ander die Treue wahren zu lassen, was nicht geschieht, wenn sie Gott nicht mehr lieben als Mann oder Weib; sie dient dazu, die Kinder gelehrig und ehrfurchtsvoll zu machen; sie dient dazu, die Dienstboten in dem hingebenden Gehorsam zu erhalten, die Dienstboten, die nicht treu sein werden, wenn sie die Liebe zu Gott nicht besitzen. Ja, wozu dient die göttliche Liebe? Sie dient dazu, uns das Geheimnis des Glückes zuteil werden zu lassen, indem wir andere glücklich machen, während der grausame Egoismus nur unsere Seele verbittert.

Ja, es ist die Liebe zu Gott, welche die Apostel bildet, welche die barmherzigen Schwestern erzeugt, welche jene Heldinnen schafft, die das Heilmittel kennen für jeglichen Schmerz. Der Egoismus dagegen bildet Menschen, die kein anderes Gesetz haben als das Interesse, keinen anderen Gedanken als den Gewinn, keine andere Hoffnung als die Hoffnung auf diese Erde.

Wer darum Gott liebt, liebt auch die Familie; er liebt das Vaterland, er liebt die Menschheit und schreckt auch vor der Pflicht nicht zurück. Saget es nur, ihr Soldaten, ihr Magistratspersonen, ihr Staatsmänner! Ist es nicht wahr, wenn ihr Gott liebet, liebet ihr alsdann nicht auch die Familie, das Vaterland? Und würdet ihr nicht bereit sein, für dieses euer Blut, euer Leben zu opfern?

Man sagt, die Frömmigkeit trockene die Herzen aus und bewirke, daß man unter dem Vorwande, Gott zu lieben, nur sich selbst liebe. Allein, wer nur an sich selbst denkt, das ist der Egoismus, und diesen

werden Sie niemals bei denjenigen finden, die Gott über alles lieben, sondern bei dem Ungläubigen. Der Egoismus findet sich nämlich in dem Herzen desjenigen, der das Gesetz anerkennt: Liebe dich selbst mit all deinen Kräften und die anderen in dem Maße, als sie dir dienen! Das ist das Gebot der Welt, das Gebot, welches besagt: Liebe Gott, weil er dein Haus segnet und es vor den Menschen beschützt; wenn du aber einmal an die Stelle Gottes den Gendarmen setzen kannst, dann verleugne Gott und seine Freundschaft, und sieh auf nichts weiter, als auf deine Bedürfnisse! Schreckliche Worte! Und doch sind dies die Gesinnungen, die sich in den Seelen festsetzen, die Gott nicht lieben; und man muß es mit Tränen in den Augen gestehen, daß diese Gesinnungen sich in unserem Jahrhundert immer weiter ausbreiten, und oft genug sucht man sie nicht einmal mehr zu verbergen. Was sind denn heutzutage die drei heiligen Dinge: Brüderlichkeit, Freiheit, Gleichheit? Man predigt freilich die Brüderlichkeit, aber in der Familie streut man Grundsätze, die dieselbe scheiden und trennen; man predigt die Gleichheit, aber nicht jene, die alle erhebt, sondern jene, die alle erniedrigt; man predigt die Freiheit, aber nur für sich, die Tyrannei für die andern; man will eben nicht die Freiheit, sondern die Zügellosigkeit. Und warum dies? Weil der Mensch sich von Gott getrennt hat. Niemals darf man dem Menschen die Liebe zu Gott dem Herrn rauben, denn sonst endet er sein elendes Leben im Kote und im Blute; und wenn der Mensch aufhört zu lieben, fängt er an zu sündigen.

VIII.

Die Liebe zum Nächsten

Unter den Schönheiten und den Tugenden, welche die heilige Schrift unseren Blicken enthüllt, unter den erhabenen Unterweisungen und tiefen Lehren, die sie uns gibt, kenne ich kein teuereres Gebot, keine lieblichere Vorschrift als jene, welche uns befiehlt, unsere Brüder zu lieben. In diesem, dem Herzen auferlegten Gebote glaube ich den ganzen Kern der Religion zu erblicken; die Beobachtung dieses evangelischen Gesetzes genügt, um alle Pflichten zu erfüllen, um die Brüderlichkeit zu erzeugen und auszubreiten.

Und doch fühle ich das Bedürfnis, Ihnen meine Gesinnungen in dieser Hinsicht mitzuteilen, um die Ihrigen zu wecken und zu stärken. Ich fühle dieses Bedürfnis um so mehr, da ich die göttliche Liebe aus dem Verkehre der Menschen verbannt sehe; man möchte sagen, daß sie die Erde verlassen habe. Das Wohlwollen, welches wir uns gegenseitig schulden, hat der Gleichgültigkeit Platz gemacht, die uns in den Zustand einer schmerzlichen Vereinsamung versetzt.

Werfen Sie nur einen Blick auf Ihre Umgebung, so werden Sie sehen, daß unsere ganze Liebe zum

Nächsten auf pomphafte Phrasen hinausläuft, mit denen wir gewöhnlich das Gegenteil von dem versichern, was wir fühlen; daß sie sich auf eine Handlungsweise beschränkt, durch die wir andere zu täuschen suchen und die uns täuscht; daß sie in nichts anderem besteht, als in einigen äußerlichen Höflichkeitsbezeugungen. Unseren Beziehungen zu einander fehlt nichts als die aufrichtige Hingabe an die Interessen der Brüder. Daher der Haß, der Neid, die Eifersucht, das Mißtrauen, die unbestimmte Unruhe, welche die menschliche Gesellschaft verwirren, die aber die abscheuliche Frucht des Mangels an Liebe sind. Wollen wir in diesem Zustande verbleiben, der unsere Natur vergewaltigt, der der Liebe bedarf? Wollen wir in diesem Zustande verharren, der der Vorläufer des unglücklichen Lebens im Jenseits und der dort zu erwartenden Strafen ist? Nein, Gott selbst lehrt uns in seiner Barmherzigkeit, barmherzig zu sein; er bedeutet uns, daß unsere Interessen auf das Innigste mit den Interessen unserer Brüder verknüpft seien. Das Glück unserer Mitbrüder ist die Grundlage unseres eigenen Glückes.

Das, so hoffe ich, wird das Ergebnis der Betrachtung sein, die wir über diesen Gegenstand anstellen wollen. Wenn wir einmal diese Lehren in Übung sehen, werden wir die unaussprechliche Freude verkosten, die in der Seele desjenigen lebt, der die Nächstenliebe übt; wir werden uns von jener Flamme entzündet fühlen, die Christus auf die Erde gebracht hat.

O Jesus, der Du die Liebe selbst bist, der Du

nur nach Liebe verlangst, entzünde, entflamme diese Liebe in unserem Herzen, und mache, daß wir treue Nachahmer Deines Beispieles und gewissenhafte Befolger Deiner Lehre seien!

I. Öffnen wir das Evangelium! Wie oft liest man nicht in diesem heiligen Lehrbuche der zartesten Moral das Gebot der brüderlichen Liebe! Die Gesetzeslehrer traten zu Jesus hinzu und fragten ihn: „Meister, welches ist das erste Gebot im Gesetze?" Der Heiland antwortete: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, aus deinem ganzen Gemüte und aus allen deinen Kräften. Dies ist das größte und erste Gebot. Das andere aber ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst! In diesen zwei Geboten liegt das ganze Gesetz."

Indem Jesus die Liebe zum Nächsten mit der Liebe zu Gott verknüpfte, wollte er zeigen, wie beide unauflöslich mit einander verbunden seien. Seine Bergpredigt ist nur ein Kommentar hiervon: „Selig die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen! Wer seinem Bruder zürnet, wird verdammt werden!" Er befiehlt uns selbst die Feinde zu lieben, für jene zu beten, die uns verfolgen.

Was sollen wir ferner von jener Parabel sagen, in der uns Jesus den barmherzigen Samaritan vorführt? Indes, die Gelegenheit, bei der der Heiland uns die ganze Größe der Pflicht der Nächstenliebe fühlen läßt, ist der Vorabend seines bittern Leidens und Sterbens. In jener Stunde, in der die Willensäußerung etwas Heiliges, etwas Feierliches annimmt,

ruft der Heiland wie ein guter Vater seine Schüler zu sich; er läßt seinen Blick über sie schweifen und sagt: „Meine Freunde, nur noch eine kleine Weile werde ich bei euch sein. Höret darum meine letzten Worte! Mein letzter Wunsch ist ein neues Gesetz, das ich euch geben will.“ Der heilige Johannes, der Lieblingsjünger, merkt sich gesammelten Geistes genau diese Rede. Und Jesus spricht: „Liebet euch einander, wie ich euch geliebet habe; das ist mein Gebot! Hoc est praeceptum meum! Wenn ihr meine Jünger sein wollet, so besitzet diese wechselseitige Liebe. Nicht an dem Lichte der Wunder, die ihr wirken werdet, nicht an dem Eifer, mit dem ihr meine Lehren verkündiget, nicht an dem Heroismus, mit dem ihr selbst inmitten der Verfolgungen mein Evangelium ausbreitet, wird man euch erkennen, sondern an der Liebe, die ihr der Eine zu dem Andern habet.“ Dann sich an den heiligen Petrus wendend, fügte er bei: „Ich bitte nur um Eines, daß ihr ganz Eins seid!“ Ein süßes Gebot, eine teuere Anempfehlung! Sie konnte nur von einem Gott kommen, der uns so sehr geliebt hat.

Ist es zu verwundern, daß die Apostel in dieser Schule gebildet, von diesem Gebote durchdrungen so oft auf die Notwendigkeit der brüderlichen Liebe zurückkommen und zeigen, daß die Liebe zu Gott von der Liebe zum Nächsten untrennbar ist? Der heilige Johannes, der in seiner Brust das Geheimnis der Glückseligkeit gefunden hatte, spricht auf seinen apostolischen Reisen mit Vorliebe von diesem Punkte des christlichen Sittengesetzes; und da er in seinem hohen Alter

keine langen Reden mehr halten konnte, trat er in die Mitte der Menge und sagte in Einem fort: „Meine Kinder, liebet einander!“ Und als die Christen, müde, immer dasselbe zu hören, nach der Ursache dieser steten Wiederholung fragten, gab er zur Antwort: „Weil dies das Gebot des Herrn ist und weil es nichts weiteres bedarf, um selig zu werden. Die Liebe kommt von Gott; wer seine Brüder nicht liebt, kann nicht sagen, daß er Gott kenne.“ Ich wage nicht, die harten Worte zu wiederholen, die gegen denjenigen gebraucht wurden, der den Bruder nicht liebt, der den Bruder haßt. Wisset ihr auch, sagt der heilige Johannes, an welchem Zeichen man erkennt, ob ihr Jünger Jesu Christi seid, ob ihr Gott oder Satan gehöret? Liebet ihr den Bruder, die Familie? Dann gehört ihr Gott an, Gott nimmt euch für sich in Anspruch. Hasset ihr den Bruder? Dann macht Satan seine Ansprüche auf euch geltend, denn Satan ist der Haß und Gott ist die Liebe.

Ich habe mich selbst gefragt, ob der heilige Johannes sich nicht täusche, ob er die Lehre Gottes richtig gedeutet habe. Nun, hören Sie, wie der heilige Petrus sich ausdrückt: „Vor allem besitzet die gegenseitige Liebe, denn sie ist die unerläßliche Bedingung des Heiles.“ Und wie oft wiederholt nicht der heilige Paulus, von Gott belehrt, dieses Gebot und sagt: „Ich scheue mich nicht zu behaupten, daß derjenige, in dem die Nächstenliebe wohnet, gerettet werden wird!“ Dieses Gebot ist die vorherrschende Melodie in der himmlischen Harmonie; es ist ein

Diamant, der in dem Kunstwerke inmitten des Goldreifes erglänzt.

Auch die Vernunft will uns von dieser Wahrheit überzeugen. Wer ist denn der Mensch, den wir lieben müssen, sowohl an und für sich betrachtet als inbezug auf seine Stellung zu den andern Menschen? Oeffnen wir das Buch der wahren Weisheit? Der Mensch hat vor allem eine vernünftige und freie Seele, geschaffen nach dem Bilde und Gleichnisse seines Schöpfers, dessen Züge sie trägt; man kann sagen, daß er eine Verkleinerung, ein Bild des Ewigen ist. Er ist imstande, sich zu den größten Tugenden, zu dem höchsten Heroismus zu erheben; er vermag uns Patriarchen, Martyrer, Kirchenlehrer, Apostel, große Geister zu geben, welche die Menschheit verherrlichen; er ist das Wesen, welches Gott bis zu den Engeln erhob und dessen Natur er in der Eucharistie vergöttlichte.

Wir sind gewohnt, den Menschen als ein gewöhnliches Wesen zu betrachten; daher haben wir so wenig Liebe zu ihm, ja selbst Verachtung für ihn. Allein betrachten wir ihn einmal im Lichte des Glaubens, dann werden wir Sympathie für ihn empfinden; wir werden uns glücklich schätzen, ihn lieben zu können. Es ist gewiß wahr, daß es Menschen gibt, die den erhabenen Charakter, den Gott uns aufdrückte, entehren. Allein, wie es manchmal Diamanten gibt, die in den Kot fallen, aber auch mit Kot bedeckt, noch Diamanten bleiben, so hört auch der Mensch trotz seiner Fehler nicht auf, ein Mensch zu sein. Er kann zum Besitze des Unendlichen gelangen und dann, wenn

er dahin gekommen ist, werden wir stolz darauf sein, ihn trotz seiner Fehler geliebt zu haben. Sind wir denn etwa ohne Fehler? Seien wir ihm behilflich, seine Würde wiederzuerlangen, seine Fehler auszumerzen, das Ideal seiner Natur zu erreichen; ja lieben wir ihn, denn wenn der Mensch noch gerade kein Engel ist, so kann er doch ein solcher werden! Michelangelo sah in dem Marmor, an dem er mit solcher Ausdauer arbeitete, nur seinen Moses und er meißelte den Moses; wir müssen unter dem Marmor der menschlichen Fehler den Engel sehen, der sich darunter verbirgt.

Allein, dies genügt noch nicht. Der Mensch ist nicht nur das Ebenbild Gottes; er ist auch das Kind Gottes; er ist sein Kind nicht nur dem Namen nach, sondern in der Tat. Und welch besseren Grund könnte es für unsere Liebe geben? Sehen Sie, da ist ein Mensch, der aus ferner Gegend kommt, Sie haben ihn nie gesehen. Wäre er allein, so würden Sie ihm gewiß kein gastliches Obdach gewähren; allein schauen Sie zu, er ist nicht allein; ein Mann begleitet ihn, den Sie kennen und dem Sie viel verdanken; er sagt Ihnen: „Dieser ist mein Sohn!“ Jetzt wird ohne Zweifel die Aufnahme eine recht herzliche sein. Ebenso geht es mit dem Menschen; wer er auch immer sein mag, er hat ein Recht auf Ihre Zuneigung und auf Ihre Liebe, da er von Gott dem Herrn uns vorgestellt wird, der die Menschheit an der Hand nimmt und sagt: Liebet euch!

Aber auch das ist noch nicht alles. Jesus Christus hat den Menschen mit seinem Wesen bekleidet,

er hat ihn mit seinem eigenen Selbst umhüllt; darum ist sowohl das Böse als das Gute, das wir dem Menschen tun, Jesu Christo getan. Die Nächstenliebe ist aber der wesentliche Teil desjenigen, was Sie Jesu schulden; denn er selbst hat gesagt: „Das, was ihr dem Geringsten aus meinen Brüdern tuet, habt ihr mir getan! Das, was ihr ihm erweiset, will ich so betrachten, als sei es mir erwiesen!“ Wer darum dem Menschen zu nahe tritt, tritt dem göttlichen Erlöser zu nahe. Als der heilige Paulus, in der Verfolgung der Christen begriffen, auf der Straße von Damaskus sich niedergeworfen sah und er an den Angreifer die Frage richtete, wer er sei, erhielt er zur Antwort: „Ich bin Jesus, den du verfolgst!“ Jesus war aber im Himmel und konnte nicht verfolgt werden; allein er betrachtete die Verfolgung, die gegen den Menschen gerichtet war, als gegen ihn gerichtet.

Prüfen wir nunmehr den Menschen in seiner Stellung zu den anderen. Welchen Grund bietet er in dieser Beziehung für unsere Zuneigung?

An erster Stelle ist der Mensch der Gefährte unserer Pilgerschaft; er wird von denselben Wogen gepeitscht, ist denselben Klippen ausgesetzt; dieselben Hoffnungen bewegen ihn, er hat dieselben Sorgen, dieselben Schmerzen; vielleicht schmachtet er in gleichem Elend, und wenn einmal seine letzte Stunde schlägt, ruht er mit uns in derselben Erde. Und das sollte noch keine genügende Ursache sein, um ihn zu lieben?

Betrachten Sie einmal die Karawane in der Wüste! Auch um diejenigen, die sich niemals gesehen haben,

schlingt sich alsbald ein Band der Freundschaft und der Liebe; alle insgesamt verteidigen und beschützen sich gegenseitig; die Schwachen werden das Interesse der Starken; die Gemeinsamkeit der Mühen und der Schmerzen unter der Glut der Sonne vereinigt die Menschen. Und in dieser großen Karawane der Geschlechter, die sich mitten im Schmerze aufeinander folgen, sollte sich nicht das Bedürfnis fühlbar machen, sich gegenseitig zu beschützen? Inmitten der Armut, des Schmerzes und der Übel sollten wir nicht das Bedürfnis fühlen, den heiligen Bund der Liebe gegen die Härten des Schicksals zu schließen? Oder sind etwa der Übel, die uns quälen, nicht genug, daß wir sie durch unsere Härte noch vermehren? Betrachten Sie die Schwalben, wie sie alle enge geschlossen, gleich als wolle die eine die andere unterstützen, sich in die Luft erheben! Und wir sollten nicht das Bedürfnis fühlen, sie nachzuahmen?

Allein der Mensch ist nicht nur unser Gefährte, er ist auch unsersgleichen. Unser Leib ist aus demselben Stoffe gebildet, von demselben Gotte geschaffen und alle tragen wir Gottes Ebenbild an uns; wir haben alle denselben Ursprung und schreiten alle dem gleichen Ziele zu; wir sind alle von Natur aus gleich. Kann es eine fruchtbarere Liebesquelle geben? Haben denn etwa die Tiere derselben Art keine Zuneigung zueinander? Die Schäflein gehen gemeinsam zur Weide, die Wölfe tun sich in Haufen zusammen, der Löwe greift niemals den Löwen an. Und dem Menschen sollte es, um ihn zur Liebe gegen seinesgleichen zu veranlassen, nicht genügen, daß er im

Nächsten sein eigenes Bildnis schaut? Wenn der arme Verbannte sich in fremdem Lande befindet und er daselbst einen Menschen trifft, der in die Tracht seiner Heimat gekleidet ist, der seine Muttersprache redet, dann fühlt er sein Herz höher schlagen vor Freude und Lust. Und wir sollten unempfindlich bleiben bei dem Anblicke unserer Mitbrüder?

Doch es gibt einen noch besseren Grund. Der edelste Titel, der dem Mitmenschen Anspruch auf unsere Liebe gibt, besteht darin, daß er unser Bruder ist. Wir bilden ja nur eine Familie. Die Familie! Ein gar mächtiges Wort, welches die Erinnerungen an die Freuden unserer Kindheit in uns wachruft, die Ratschläge des alten Vaters, die zärtlichen Umarmungen der guten Mutter, das uns des teuren Kreises der Brüder und der Schwestern gedenken läßt, die um denselben Tisch herum Platz nahmen und nur ein Herz und eine Seele bildeten! Es gibt nichts zarteres, nichts, was man mehr mit der brüderlichen Liebe vergleichen könnte, wenn sie nicht von den Leidenschaften verderbt ist. Wir haben dasselbe Blut in unseren Adern, wir sind mit derselben Milch genährt worden, wir haben in derselben Wiege geruht. Die Freuden und Schmerzen der ersten Jahre des Lebens waren uns gemeinsam; unser Mitbruder ist ein Freund, der die Freuden und Schmerzen während des ganzen Lebens mit uns teilen wird. Ja, das ist der Charakter, den Gott auf unsere Stirne eingegraben hat: wir alle sind Brüder; Brüder, weil wir alle von Gott herkommen, Brüder, weil wir alle in den Himmel wollen; Brüder, weil uns allen Ur-

sprung und Ende gemeinsam ist — der Ursprung, weil wir alle vom selben Gott geschaffen wurden; das Ende, weil uns Allen dasselbe Ziel gesetzt ist!

Doch dies würde nicht hinreichen, das süße Gefühl der brüderlichen Liebe in unser Herz zu senken, da ja die Sünde die menschliche Natur verderbt, die menschliche Gesellschaft auseinandergerissen hatte. Die menschliche Natur mußte erneuert werden, und dieses ist geschehen. Gott sandte eine Wiege auf die Welt herab, die nichts anderes war als eine Krippe der unvernünftigen Tiere, dann sandte er eine Werkstätte und endlich ein Kreuz. Die Wiege sagt uns, daß Jesus Christus, der Gottessohn, der Bruder der armen Verlassenen geworden ist; von der Werkstätte aus ruft Jesus alle diejenigen zu sich, die leiden, er erhebt die Sünderin und macht arme Fischer zu seinen Jüngern; vom Kreuze herab lehrt er uns, daß wir alle Brüder seien; von dieser Höhe ruft er uns zu, daß wir alle Brüder desselben Vaters, daß wir alle durch dasselbe Blut erlöst seien. Hören wir den heiligen Paulus, der uns bedeutet: „Jesus Christus ist für alle gestorben; es gibt keine Sklaven und Freie mehr, da Christus für alle gestorben ist!"

Wir sind ferner Brüder nicht nur der Natur, sondern auch der Gnade nach, da wir ein gemeinsames Leben in dem Schoße derselben Mutter, der Kirche, führen. Und gerade darum sind wir Katholiken in weit höherem Sinne Brüder, weil wir auf unserer Stirne dasselbe Siegel der Taufe und der Firmung tragen; weil wir an dem gleichen Tische Platz nehmen und uns von dem gleichen Brote nähren, welches da ist

der Leib unseres Herrn Jesu Christi; ja die Gemeinschaft der Heiligen macht uns zu Brüdern.

Ich frage nunmehr: Kann es schönere, heiligere Titel der Brüderlichkeit geben? Wir kommen von Gott und müssen zu Gott zurückkehren; dort oben wird die Glückseligkeit des einen die Glückseligkeit aller sein; dort werden wir ein Herz und eine Seele sein. Muß es nun nicht sonderbar dünken, wenn die Söhne derselben Mutter in Zwietracht leben? Als Rebekka die Uneinigkeit ihrer beiden Söhne gewahrte, rief sie aus: „Es wäre besser gewesen, ich hätte euch nicht geboren!" Wir wollen doch Gott den Herrn nicht zwingen, auch seinerseits auszurufen: „Es wäre besser gewesen, ich hätte euch nicht erschaffen!" Dann müssen wir Katholiken aber auch um so mehr das Gebot Jesu Christi erfüllen, der gesagt hat: Liebet euch unter einander!

Der erste Charakterzug der Liebe Jesu Christi ist die Allgemeinheit. Um alle zu erlösen, kam er vom Himmel auf die Erde herab und vergoß er sein kostbares Blut. Beobachten Sie ihn nur auf seiner irdischen Wanderung; er macht keine Ausnahme zwischen Menschen und Menschen, zwischen Gelehrten und Ungelehrten, zwischen Armen und Reichen; allen gibt er seine Unterweisung, allen öffnet er seine Arme und allen ruft er zu: Kommet zu mir! Das muß auch der erste Charakterzug unserer Liebe sein: die Allgemeinheit; denn Christus hat gesagt: Du sollst deinen Nächsten lieben! Und der Welt, die gerne Ausnahmen machen möchte, sagt der heilige Augustinus: Christus hat keine Ausnahmen gemacht.

Jesus hat gelehrt, daß die Liebe, soll sie eine wahre sein, alle Unterschiede vergessen, alle Erwägungen hintansetzen und nur eines sehen müsse, den unglücklichen Menschen, und das genügt.

Gewiß, einige sorgen bloß für die Bedürfnisse der Eltern und der Freunde, andere — und wie viele sind dies! — wissen sich heutzutage bei ihrer Nächstenliebe nicht über ihre politischen und religiösen Ansichten zu erheben, als wenn die Natur mit dem Blute sich ändere. Nein, der Mensch, was er immer für eine Ansicht haben mag, hat als solcher ein Anrecht auf unsere Achtung und unsere Liebe! Selbstverständlich kann es Personen geben, für die unsere Liebe eine fühlbarere ist, da sie durch die Bande der Freundschaft noch verstärkt wird; ein solches Gefühl verdammt die Religion keineswegs, sie heiligt es sogar. Auch Jesus hat den heiligen Johannes geliebt, den Lazarus beweint und Tränen der Wehmut über das Schicksal des Vaterlandes vergossen. So müssen auch wir unsere zärtlichste und innigste Zuneigung den Verwandten, den Freunden, dem Vaterlande weihen. Allein wir müssen auch anderen die edle Gesinnung der Liebe zollen, weil es ein Gebot des Evangeliums ist: Du sollst Deinen Nächsten lieben!

Der zweite Charakterzug der Liebe ist das Mitleid. Sehen Sie nur in der Tat, welche Zärtlichkeit Jesus für die Kinder an den Tag legt, die er auf seine Arme nimmt, welche Herablassung gegen die Armen, welches Mitleid gegen die Sünder! Den Pharisäern, die deshalb Anklage gegen ihn erhoben, ruft er zu: „Nicht die Gesunden bedürfen des Arztes,

sondern die Kranken," und er übt seine Wunderkraft aus, um die Betrübten zu trösten. Auch wir müssen diesen Dienst des Mitleides fortsetzen, unsere Liebe muß gleichfalls diesen Charakterzug haben; ein jeder muß das Seine zur Wohlfahrt der menschlichen Familie beitragen. Wir müssen Mitleid mit dem Bruder haben wegen seiner Fehler; denn auch wir haben solche; wir dürfen nicht über die Gebrechen und Fehler anderer lächeln, denn auch wir können fallen und zwar noch tiefer als sie, und wie oft trifft das nicht zu! Wir müssen Mitleid haben mit dem Bruder sogar in Bezug auf seine Irrtümer; seine Irrtümer dürfen wir nicht annehmen, sie nicht lieben, aber wohl müssen wir den Irrtum von der Person zu unterscheiden wissen; wir müssen das Zartgefühl besitzen, diese unsere Brüder zu lieben, um sie zur Wahrheit zurückzuführen. Der Mensch ist ja mit Geist und Herz ausgerüstet; und mit Hilfe dieser beiden Mittel müssen wir den Menschen zu fesseln suchen; eine harte Weise erzürnt ihn und bringt ihn von der Wahrheit ab, denn sie läßt in ihm die Vermutung aufsteigen, daß da keine Wahrheit ist, wo die Liebe fehlt. Endlich müssen wir noch mit dem Schmerze Mitleid haben, denn auch uns ist ja die Bestimmung geworden, zu leiden. Sehen Sie nur diese Armen, die so trostlos sind; sie bitten um das, um was Sie vielleicht morgen bitten werden. Seien Sie nicht unempfindlich gegen ihren Schmerz, denn derselbe Schlag könnte auch Sie einmal treffen.

Die Liebe muß schließlich auch noch tätig sein; dies ist der dritte Charakterzug, der die Liebe aus-

zeichnen soll. Jesus Christus ging umher Wohltaten spendend. Der heilige Johannes sagt: „Man soll nicht nur mit Worten sagen, daß man einem wohl will, sondern man muß dies durch die Tat beweisen. Wenn jemand seinen Nächsten im Schmerze sieht und sich alsdann damit begnügt, zu sagen: Du Armer, und, obschon er es kann, ihm dennoch nicht beispringt, so ist er ein Heuchler!“ Erinnern Sie sich der Parabel, in welcher der göttliche Erlöser von jenem Unglücklichen erzählt, der auf dem Wege von Jerusalem nach Jericho von den Räubern ausgeplündert und mißhandelt wurde. Ein Priester kam des Weges, sah ihn und setzte seine Reise fort; ein Levit kam vorüber, sah ihn, fühlte Mitleid, hatte aber nur eine Träne für ihn und ging weiter; endlich kommt ein Samaritan, der, nicht zufrieden damit, nur zu sehen und weiter zu gehen, sich zu ihm hin begibt, Balsam auf seine Wunden gießt, ihn aufhebt und in das nächste Dorf bringt. Wer liebte diesen Unglücklichen? Der Priester, der ihn nur bemitleidete? Nein, gewiß nicht! Der Levit, der ihn beweinte, aber ihm nicht half? Ebenfalls nicht! Der Samaritan, der sich beeilte, ihn zu trösten und ihm zu helfen. Sehen Sie, daran erkennt man die Wahrheit unserer Liebe, und das Feld der physischen und moralischen Übel, auf welchem die Liebe sich üben kann, ist doch ein so ausgedehntes! Es ist wahr, es ist wahr, oftmals legt die Liebe uns Opfer auf! Aber Jesus Christus hat ja gesagt: „Liebet euch untereinander, wie ich euch geliebt habe!“ Er hat sich damit nicht begnügt, zu predigen, er hat unausgesetzt uns Gutes

getan, denn das Leben und der Tod Jesu Christi lassen sich in die Worte zusammenfassen: Er hat sich für uns geopfert! Hieran erkennen wir, wie sehr er uns geliebt hat, da er sein Leben für uns hingab; und so müssen auch wir unser Leben für unsere Brüder hingeben. Unter der Herrschaft der Gnade müssen wir uns zum Opfer bringen, um die Liebe zu zeigen, die wir für unsere Brüder haben. Der Martyrer von Golgatha steht uns immer vor Augen wie ein geöffnetes Buch, in welchem wir uns den Mut holen müssen, um zu leiden und zu lieben.

Ja, wünschen Sie bessere Tage für unser Vaterland, für die Gesellschaft? Fangen Sie an, Ihre Mitbrüder zu lieben bis zur Verachtung Ihrer selbst. Wenn Sie am Morgen sich von Ihrem Lager erheben, so gehen Sie zu dem Kruzifixe hin, nehmen Sie es in Ihre Hände und stellen Sie sich diese Frage: „Was kann ich heute tun, um meinen Brüdern das Leben zu versüßen, um Tränen zu trocknen, einen Schmerz zu lindern, irgendwohin einen Strahl der Freude zu bringen, eine Tugend einzuflößen?"

Gewiß, in unserer Gesellschaft findet das Opfer öfters Hindernisse selbst von seiten jener, welche doch den Aufschwung des Herzens nicht zurückhalten dürften; allein nur die Liebe vermag uns zu begeistern und uns die Kraft zu geben, die alle Hindernisse überwindet. Nur die Liebe kann uns retten. Oder ist die Liebe nicht in der Tat vor allem eine soziale Tugend? Geben Sie acht: Um die menschliche Gesellschaft fest zu kitten, wollte Gott, daß alle eines jeden und ein jeder aller bedürfen. Niemand ver-

mag für sich allein seine Aufgabe zu vollenden; hierzu muß sich alles zusammentun. Ist nun nicht etwa die Liebe, welche die Menschen vereinigt, jene Tugend, die unsere gesellschaftlich angelegte Natur verlangt? Wenn da keine Liebe ist, so ist Haß da, jener Haß, der vereinsamt, der trennt. Und da frage ich: Wie soll man mit dem Hasse, mit der Vereinsamung, mit der Verspottung wechselseitig sich Hilfe und Beistand bringen, deren wir doch so sehr bedürfen? Ohne die Liebe gehen wir der Verwirrung, der Unordnung, der Auflösung entgegen. Darum muß der Mensch, der zu seinem Bruder Liebe trägt, mit ihm Mitleid haben, und wenn wir so leben wollen, wie Gott es will, müssen wir uns liebevoll erweisen. Der Mensch, der gegenüber einem Mitbruder, der im Unglück leidet, kalt bleibt, verletzt das Gesetz der Menschlichkeit, er hört auf, ein Mensch zu sein und wird ein Ungeheuer, da er sich selbst die Freude raubt, anderen zu helfen. Ja, welche Glückseligkeit verspürt man, wenn man dem edlen Streben des Herzens folgt! Wenn das Herz nicht selbstsüchtig ist, so fühlt es das Bedürfnis, wohltätig zu sein, und Liebe zu erweisen und zu empfangen. Das ist das große Gesetz des Lebens, sich dem allgemeinen Glücke zu widmen, und derjenige, der nur für sich selbst lebt, ist ein Ungeheuer der menschlichen Rasse. Wehe dem, der nur für sich selbst lebt! Wenn er fällt, ist niemand da, der ihn aufhebt; wenn er leidet, ist niemand da, der seine Schmerzen stillet; niemand wird seine Freuden teilen. Der Egoismus jagt den Menschen selbst aus dem Heidentum hinaus, denn

wenigstens hierin müssen wir auf Plato hören, der da sagte: „Der Mensch ist nicht nur für sich selbst geschaffen, sondern für die Familie, für das Vaterland, für die Menschheit.“

Ja, die erste Pflicht des Gerechten ist die Religion, die zweite aber ist die Liebe zu den Menschen. Diese Pflicht gegen die Menschheit ist das große Gesetz der Gesellschaft, und die Verachtung dieses Gesetzes kommt dem Vatermorde gleich. Um das ganze Gewicht dieses Wortes zu fühlen, bitte ich Sie nur, einen Blick auf sich selbst zu werfen. Was wird denn aus dem Leben, wenn wir nicht mehr lieben wollten? Es wird eine Hölle, ein beständiges Leid, welches niemand beschreiben kann. Die Bande, welche die Natur geschaffen hat, um uns in zarter Weise zu vereinen, sind mit Gewalt zerrissen; rings um uns herum sind nur Feinde. Wenn an Ihrem Herde keine Liebe mehr wohnet, dann sehen Sie dort nur häuslichen Kummer. Und wenn die Liebe fehlt, was wird dann aus den Freunden? Sie werden zu Feinden, die zu jedem Verrate bereit sind.

II. Ich habe einen Charakterzug der Nächstenliebe vergessen, und der ist, daß sie übernatürlich sein, das heißt, daß sie vom Glauben eingegeben sein muß. Heutzutage gibt es freilich bezüglich dieses Punktes viele Irrtümer. Man glaubt, die Vernunft müsse genügen, und darum verwechselt man die Philanthropie, die Tochter der Vernunft, mit der Liebe, die eine Tochter der Religion und des Glaubens ist. Allein dies ist eine Täuschung. Die Philanthropie ist die Häresie der Liebe. Zwischen der Philanthropie

und der Nächstenliebe ist derselbe Unterschied, der zwischen einem Automaten und einem lebenden Körper ist. Bei der Philanthropie ist das Wort kalt, die Hand eisig, das Herz erschlafft; sie sucht nur sich selbst. Wenn man des Gesetzes, des Evangeliums beraubt ist, dann ist man wohl noch freigebig, es ist wahr, aber es ist nicht die aufrichtige Bruderliebe, welche die Hand öffnet; es ist der Ehrgeiz, der auf Ehren ausgeht, es ist die Ruhmsucht, die nach Anbetern geizt und die sich auch wohl Gefährten des Lasters schafft; es ist die häßliche Gewinnsucht, die sich verkleidet; ja, die Philanthropie verlangt nur nach den Lüsten des Fleisches; sie ist nur Heuchelei und tut nichts anderes als die Leidenschaften begünstigen. Deshalb haben auch die Römer, die als die Wohltäter des Menschengeschlechtes begrüßt wurden, nur Denkmäler zurückgelassen, die keine Dauer hatten. Die Philanthropie der Vernunft liebt den Bruder, wie man die Biene liebt, die den Honig bringt. Die Philanthropie der Vernunft läßt ihre Gunstbezeugungen auf die Menge fallen, aber wie der Baum im Walde, der seine Blätter fallen läßt, um daraus sich neues Grün zu bilden. Die Philanthropen spenden ihre Gaben, aber wie die Pyramiden den Schatten spenden, der nur eine notwendige Folge ihrer Höhe ist.

Ganz anders ist die Nächstenliebe beschaffen, die der Glaube einflößt; sie ist eine Gesinnung, die uns über den Staub erhebt, aus dem unser Leib zusammengesetzt ist, und indem sie uns in dem Menschen auch wenn er undankbar ist, einen Unglücklichen zeigt, ein Kind Gottes, das um Brod bittet, weil es

vom Hunger gequält wird, indem sie uns eine unendliche Belohnung verspricht, macht sie uns das Opfer leicht.

In einem Freskobilde, welches sich in dem Kloster von St. Markus zu Florenz befindet, hat der selige Angelika die Gastfreundschaft in folgender Weise dargestellt: Zwei Mönche wollen mit Gewalt einen Armen zurückhalten, um ihn zu beherbergen; allein, unter dem ungepflegten Barte, unter den zerrissenen Kleidern des Armen erkennt man die Züge des göttlichen Erlösers.

Das ist der wahre Gedanke der Nächstenliebe, den die Gläubigen niemals aus den Augen verlieren; es ist Jesus, den sie lieben. Ohne diese Gesinnung wäre der Mensch in dem Zustande geblieben, in dem er zur Welt kommt; er würde nur den Egoismus gekannt haben. Denn, um die Opfer zu verstehen, zu denen die Liebe fähig ist, muß man recht hoch emporsteigen bis zu Gott dem Herrn.

O Liebe, kehre wieder auf die Erde zurück! Hast du uns denn für immer verlassen? Du gehörst uns an, weil du uns versprochen wurdest, weil du uns vor allem not tust! Steige darum von Deinem himmlischen Aufenthaltsorte wieder zu uns herab! Sobald du uns erscheinest, schwinden die Schreckbilder des Hasses sowie die Parteiungen, und es bleibt keine andere Partei übrig als die der Brüderlichkeit! Dann werden wir alle nur ein Volk sein, ein einiges Volk, wie die Sonne nur eine ist, die uns erleuchtet, wie Gott nur Einer ist, der uns regiert.

O Liebe, komme wieder! Nach dir verlangt jegliches Herz als nach dem einzigen Mittel, um die Tränen zu trocknen. Mit dir werden wir des Himmels Glückseligkeit verstehen; mit dir werden wir auf demselben Wege der Hoffnung voranschreiten, und wenn dann der Augenblick des Todes gekommen ist, dann geben wir unsere Seele in die Hände Dessen zurück, der gesagt hat: „Vergebet, so wird euch vergeben werden; liebet und auch ihr werdet geliebt werden. Tretet ein in den Himmel, er ist das Vaterland der Liebe!“

IX.

Die Liebe zum Vaterlande

Es gibt eine Liebe, eine der edelsten, welche das Menschenherz bewegen und das Leben verschönern, eine Liebe, die, wenn sie stark und edelmütig ist und sich bis zur Höhe ihres Gegenstandes erhebt, eine Begeisterung selbst bis zum Opfer verleiht und zu einer großen, wundersamen und hehren Tugend wird; eine Liebe, die den größten Schatz und die ganze Stärke eines Volkes bildet, wo sie in jedem Herzen lebt, wo ihre Glut mit der Gefahr zunimmt, wo sie alle Gemüter vereint, alle Spaltungen verschwinden macht, alle Interessen und Parteien beherrscht, und selbst nach den grausamsten Prüfungen, nach dem Ruine noch Mut gibt, alle Kräfte eines Landes zu einem letzten Aufschwung sammelt und es zum Siege führt; eine Liebe, die schwach und ohnmächtig und anderen Liebesergüssen nachgesetzt, die nicht stark genug sind, um die Parteiungen zum Schweigen zu bringen, sowie die Spaltungen im Angesichte des Feindes zu entwaffnen, dieses Land zum Tode führt — und diese Liebe ist die Liebe zum Vaterlande. Eine heilige Liebe, die an der Wiege der Völker ihren

Ursprung nimmt, ein unsterbliches Gefühl, das nicht gelehrt zu werden braucht, da es die Natur unseren Herzen eingeprägt hat!

Von dieser Liebe zum Vaterlande möchte ich heute zu Ihnen reden. Könnten doch meine Worte sowie die Erhabenheit des Gegenstandes Ihnen zeigen, worin diese Liebe eigentlich besteht, und könnte ich Ihnen vor allem die innerste und notwendige Verbindung dieser Liebe mit der Religion kenntlich machen! Der Gegenstand kann nicht wichtiger und, lassen Sie es mich Ihnen sagen, nicht notwendiger sein; denn, wenn heutzutage viele sich von der Religion entfernen, so geschieht dies deshalb, weil sie der Ansicht sind, die Religion verhindere die Liebe zum Vaterlande.

Ich werde mich nicht auf politische Streitfragen einlassen, wie ich es beim Beginne meiner Predigten versprochen, und ich hoffe, dieses Versprechen gehalten zu haben. Politik gehört nicht auf diese Kanzel; auf sie gehören nur die Dinge, die sich nicht ändern, jene Wahrheit, die eine Quelle der heiligen und edeln Handlungen ist.

I. Unsere Religion, die katholische Religion, ist immer einfach und bescheiden; das Geräusch, der Aufwand, liegen nicht in ihren Überlieferungen, sind nicht nach ihrem Geschmacke. Mag es sich darum um das Vaterland oder um andere Dinge handeln, sie zieht den lauten Worten die beständige Tätigkeit vor, die bis zur Seele dringt. Gar oft spricht sie uns vom Vaterlande und auch wenn sie dasselbe nicht mit

Namen nennt, läßt sie uns doch seine Luft einatmen. Die Idee der Religion ist mit der Idee des Vaterlandes immer verbunden.

Sie wissen es wohl, daß der Mensch nur für eine lebendige Wirklichkeit tiefes Gefühl besitzt. Was ist also jenes Vaterland, das wir lieben sollen? Was ist jenes Vaterland, das in uns eine so süße Stimmung weckt? Was ist jenes geheimnisvolle Wesen, das jedermann achtet? Ist es der Ausdruck eines Gedankens, ist es ein geographischer Begriff? O nein! Man gibt sein Leben nicht für ein Phantasiegebilde hin! Das Vaterland ist etwas ganz anderes.

Das Vaterland bedeutet an erster Stelle das Land unserer Väter; das Land, wo unsere Vorfahren gelebt haben und gestorben sind; das Land, welches sie mit ihrem Schweiße benetzt, mit ihrer Arbeit befruchtet, mit ihrer Liebe geheiligt haben; das Land, in welchem sie ruhen, wo alles uns von ihrem Ruhme, von ihrem Glauben redet. Das Vaterland ist das Land, welches unsere Wiege trug, das unsere ersten Tage gesehen, wo unser Vater uns den ersten Kuß auf die Stirne drückte, unsere Mutter uns zum ersten Male zulächelte; es ist das Land des häuslichen Herdes, die teuere, gesegnete Stätte, wo wir mit den Brüdern und Schwestern Freuden gekostet, die uns kein anderer Ort zu geben vermag, nicht einmal in den erhabensten Augenblicken des Lebens.

Gibt es wohl etwas teuereres als die Familie, deren Erweiterung das Vaterland ja ist? Sie sehen, die Ausdrücke sind deutlich und klar: Vaterland, Land

der Väter, Land der Vorfahren, der Erinnerungen, der heiligen Überlieferungen, der Familie!

Indes, von dem häuslichen Herde, an dem wir unsere ersten Jahre verbrachten, erstreckt sich das Vaterland über den nationalen Boden aus, den unsere Väter mit ihren Waffen und mit ihrem Blute erobert, den sie mit ihrem Schweiße und oft, nur zu oft, mit ihren Tränen benetzt haben; es ist der Ort, der die verschiedenen Herdstätten eines Volkes vereinigt; es ist die Gesamtheit der Gesetze und der Einrichtungen, die uns für heute beschützen, für morgen sicher stellen; es ist das Banner, um welches sich ein Volk auf dem Schlachtfelde schart, und für das es kämpft zwischen Pulverdampf und Tod.

Das Vaterland ist ferner, wenn Sie mir dieses Bild gestatten, jene Konstellation, in der, gleichsam wie an dem Firmamente der Nationen, unsere Redner, unsere Künstler, unsere Philosophen, unsere Gelehrten, unsere Feldherren, unsere Staatsmänner und die Legion unserer Heiligen und unserer Martyrer erglänzen.

Endlich ist das Vaterland eine lange Kette von Überlieferungen, von nationalem Ruhmesglanze, von geschichtlichen Erinnerungen.

Das ist das Vaterland!

Sie haben wohl jenes Wort gehört und erinnern sich desselben noch, welches der Dichter gesagt: „Es ist die Asche der Vorfahren, die das Vaterland schafft.“ Aber, wenn auch die Asche der Vorfahren hinreicht, um das Vaterland zu schaffen, so haben wir doch auch noch die Denkmäler der Vorfahren. Das Vater-

land zurückstoßen, heißt demnach die Vorfahren, die Geschichte zurückstoßen.

Das Vaterland ist ferner ein Gedanke, der die Liebe, die Freude hervorruft, der das Herz des Verbannten bewegt und anzieht; es ist jener Ort, den wir lieben, und mag dieser Ort auch klein, mag er unglücklich, mag er verraten und verloren sein, wir lieben ihn wie eine Mutter, und unsere Liebe wächst mit seinen Schmerzen, mit seinem Leid.

Doch, ich täusche mich; das Vaterland ist nicht alles das; über diesen Dingen stehen andere Dinge; es gibt etwas, was unglücklicherweise von jenen nicht in Rechnung gezogen wird, die heute das Volk leiten wollen, und das ist derjenige, der dem Volke die Sprache, die Beredsamkeit und die Dichtkunst gegeben hat, die es vor anderen Völkern auszeichnen, es ist Gott. Ja Gott ist die Grundlage des Vaterlandes, und wer den Tempel des Vaterlandes erbauen will ohne Gott, müht sich vergebens ab. Wenn Gott nicht mehr da ist, ist auch das Vaterland nicht mehr da. Der Grund hierfür ist einfach und klar, er läßt sich mit Händen greifen.

Der Mensch ist für Gott geschaffen, und das Vaterland besteht aus Seelen. Nun ist es aber nicht möglich, daß das Zusammengesetzte eine andere Bestimmung habe als die zusammensetzenden Elemente. Da aber Gott die Grundlage unseres Seins ist, so muß er auch die Grundlage unseres Vaterlandes sein. Wer darum Gott liebt, liebt auch das Vaterland.

Warum ist denn jener Teil der Erde, wo ich in das Leben eintrat, mir so teuer geblieben? Warum

ist die teuerste Erinnerung meines ganzen Lebens die Erinnerung an meine Mutter? Warum küsse ich in Ehrfurcht die Stirne meines Vaters? Weil in all diesem die Idee Gottes sichtbar wird; weil in dieser Liebe ein Abglanz des Himmels strahlt; weil aus dem Kusse der Mutter nicht nur das Geheimnis der Liebe spricht, sondern die Pietät, die sie in den Sohn hinüberfließen läßt, wodurch sie, dieselbe zu einem Segensspruche, zu einem Gebete vereinigend, Gott das zurückgibt, was von Gott kommt. Deshalb ist es ganz unmöglich, die Liebe zum Vaterlande von der Liebe zu Gott zu trennen. Vor unserem Jahrhundert ist auch dieses ungeheuerliche, unnatürliche Wagnis, die Vaterlandsliebe von der Religion zu trennen, nie unternommen worden.

Hören Sie, hören Sie nur, wie die Tochter von Moab zu dem, den man ihr als Gatten angetraut hatte, sagte: „Wo du hingehst, gehe auch ich hin; dein Volk ist mein Volk; dein Gott ist mein Gott!“ Sehen Sie, das ist der Ausdruck des natürlichen Gefühles!

Die Gottesidee tritt als wesentlicher Bestandteil in die Idee des Vaterlandes ein; die Verehrung der Gottheit ist die Grundlage der öffentlichen Angelegenheiten. Darum hatte der Patriotismus der Alten jene Devise geschaffen, die lautet: Pro aris et focis! Für den Altar und den Herd! Dieser Satz war auch auf das Banner unserer Väter geschrieben, er war in ihr Herz gegraben.

Sehen Sie, das ist das Vaterland! Pro aris et focis! Und niemals wird ein Volk sein Vaterland

lieben können, ohne zugleich Gott zu lieben. Wenn aber diese zweifache Liebe vereinigt ist, wie unbesieglich macht sie nicht alsdann! Blicken Sie nur hin auf Athen und Rom! So lange Athen seinen religiösen Glauben bewahrte, besitzt es auch eine unbesiegbare Nationalität, es weist alle Angriffe auf dieselbe zurück. Aber kaum ist es skeptisch geworden, so genügen einige tausend Männer, um es zu unterjochen; mit dem Glauben verliert es seine Unabhängigkeit. Rom erblickt in der Religion seine Kraft und dies in dem Maße, daß kein Römer des Altertums daran zu zweifeln wagte; und selbst Horaz, der ein Ungläubiger, ein Verächter der Altäre geworden, wie er selbst sagt, rief aus: O Römer, lasset nicht von den Altären, denn die Idee Gottes ist es, die die Kämpfer begeistert! Rom ist so sehr davon überzeugt, daß ohne Altäre das Vaterland nicht bestehen kann, daß es niemals die Altäre der unterworfenen Völker zerstört, um nicht den Anschein zu haben, als wolle es ihnen das Vaterland nehmen. Und weshalb wurden denn die Christen verfolgt? Weil sie die Götzen des Reiches nicht anbeteten und weil man deshalb glaubte, sie könnten unmöglich gute Patrioten sein.

Es ist dies eine so einleuchtende Wahrheit, daß es ganz unmöglich ist, sie zu leugnen. Überall sind Vaterland und Religion in demselben Gedanken vereinigt; und wenn Sie dieselben trennen wollten, was würde alsdann aus dem Patriotismus werden? Wie sollte der Soldat, dieser edelmütige Verteidiger des heimatlichen Bodens, für seine Fahne jene Verehrung bewahren, die doch die Grundlage des mili-

tärischen Geistes ist? Oder hatten etwa jene Banner, die auf den Schlachtfeldern vorangetragen wurden, nicht alle eine religiöse Bedeutung? Gibt es wohl von dem römischen Adler bis zum Labarum des Kaisers Konstantin, vom Labarum Konstantins bis zum Panier unserer Republiken, zu den Standarten unserer Gemeinden eine Fahne, die niemals zum Altare getragen worden, die nie einen Segen erhalten? Und wenn das Banner ganz verweltlicht wäre, wenn man an die Stelle eines gläubigen Vaterlandes ein materialistisches und gottloses setzen wollte, wie wollen Sie dann, daß dieses Banner jenen Heldenmut und jene hehre Begeisterung weckt, die der Patriotismus verlangt?

Aber vielleicht sagen Sie: „Gerade Euer Glaube ist mit der Liebe zum Vaterlande nicht verträglich." Wie? Unser Glaube sollte mit der Liebe zum Vaterlande nicht verträglich sein? Ohne Zweifel, wenn Sie unter Liebe zum Vaterlande den Geist der Intrigue, des Ehrgeizes und der Unbotmäßigkeit verstehen, wenn Sie unter Liebe zum Vaterlande die Leidenschaft der Utopie verstehen, dann freilich verurteilt Sie unser Glaube. Allein wenn Sie unter Liebe zum Vaterlande den lebhaften, heißen und tatkräftigen Wunsch verstehen, dem Vaterlande durch Wissenschaft, Kunst und Tugend zu dienen; wenn Sie Liebe zum Vaterlande den edelmütigen Entschluß nennen, das eigene Leben, ja alles zu opfern, um sein Los zu verbessern und es glücklich zu machen, seine Unabhängigkeit und seine Grenzen zu verteidigen,

sagen Sie mir, wo finden Sie, daß der Glaube dies auch nur ein einziges Mal verurteilt habe?

In der Tat sind wir es, die die wahren Traditionen der Vaterlandsliebe besitzen. Diese Traditionen haben wir aus der Hand Israels empfangen, welche aus dem Vaterlande zwar keine Gottheit machte, wie die klassischen Völker, wie Athen und Rom, das aber in dem Vaterlande einen Gott anbetete, den Gott der siegreichen Schlachtheere. Welcher römische Patriot, welcher griechische Staatsmann kann sich denn mit David messen? Welcher Feldherr vermag den Vergleich mit den Machabäern auszuhalten? Übertreffen vielleicht Leonidas und Regulus zu Karthago in Bezug auf Seelengröße jenen Opfermut des alten Eleazar, der lieber in den Tod geht, als daß er die Gesetze übertritt? Erinnern Sie sich denn einer Mutter, die ihre Söhne lieber dem Tode preisgegeben, als ihren Stamm befleckt sieht? Ich suche sie in der Geschichte Spaniens, finde aber eine solche Verachtung des Todes nicht. Und als Jesus Christus auf der Erde erschien, hat er uns da nicht das Beispiel des größten Patriotismus gegeben? Sehen Sie, zunächst seinem Vaterlande weiht er sein Leben und den Glanz seiner Beredsamkeit; in seinem Vaterlande wirkt er die Wunder seiner Allmacht. Der Sohn Gottes weint über das Unglück seines Vaterlandes. Ja, die Liebe zum Vaterlande ist in ihm so stark, daß er auf dem Wege zum Kalvarienberge seine eigenen Schmerzen vergißt und zu den klagenden Frauen spricht: „Weinet nicht über mich, sondern weinet über euch und eure Kinder.“ Und sollten wir angesichts

des Kreuzes noch daran zweifeln können, daß Jesus sein Vaterland geliebt habe? Wenn er aber sein Vaterland geliebt hat, wie könnten wir uns seine Nachfolger nennen, wenn wir unser Vaterland nicht lieben?

Die Kirche hat immer die Liebe zum Vaterlande anempfohlen und niemals war sie karg in ihrem Lobe bezüglich derjenigen, die dasselbe verteidigten. Zur Zeit der Christenverfolgungen haben die Martyrer wohl ihr Blut vergossen für ihren Glauben, aber zur selben Zeit beteten sie auch für ihren Kaiser. Das römische Reich hatte keine besseren Soldaten als die christlichen, die stets im Kampfe mit den Barbaren sich auszeichneten; ihr Mut kam dem der Martyrer gleich.

Und nun vernehmen Sie die Lehre der Heiligen über diese Frage. Ein Mann, der kaiserlicher Stadtpräfekt war, wurde auf den bischöflichen Stuhl erhoben; hören Sie, was er dem Volke sagte: „Die erste Rechtspflicht des Christen bezieht sich auf Gott, die zweite auf das Vaterland, die dritte auf die Familie, die vierte auf die Menschheit." Und in seiner entschiedenen Weise fortfahrend, bemerkt er: „Ihr suchet das Glück, den Edelmut, die Ehre; nun gut, ich kenne kein größeres Glück als das des Menschen, der seinem Vaterlande dient; es gibt keine höhere Ehre, als die Ehre desjenigen, der sich selbst und seine Familie vergißt, um sein Herz dem Vaterlande zu schenken." Und wer war dieser Heilige? Sie wissen es, denn seine Lehre haben Sie in Ihr Herz geschrieben, es war der heilige Ambrosius.

Hören Sie einen andern Heiligen: „Unter den Akten der Treue, die von uns verlangt werden, kenne ich keinen teureren, als den der Liebe zum Vaterlande. Ihr müsset Gott lieben, weil er uns das Leben gab und erhält; allein ihr müsset auch das Vaterland lieben, denn, wäre es nicht da, um euch zu verteidigen, so würdet ihr eben aufhören, das zu sein, was ihr seid." Wer war es, der so gesprochen hat? Es war der heilige Thomas von Aquin.

Ja, ich sehe das Wort Lacordaires bewahrheitet, der einmal sagte: „Jesus Christus hat in derselben Zeit alles erhoben, in der er alles predigte."

Wir Christen aber lieben im Vaterlande nicht nur das Territorium, nicht nur das Blut, das uns gemeinsam ist, nicht nur den nationalen Geist; wir lieben im Vaterlande auch noch den Frieden des Evangeliums, den Taufbrunnen, jenen Altar, an dem wir unsere erste heilige Kommunion gefeiert; wir lieben das Kreuz auf den Gräbern, die Reliquien der Heiligen, die Erinnerungen der Vergangenheit, die Hoffnungen der Zukunft, alles finden wir im Vaterlande, sowie wir im Vaterlande die Stimme Gottes finden, welche die Völker zu ihren Pflichten ruft und ihre Geschicke leitet.

Nun, was war denn das heidnische Vaterland, wenn Sie es mit dem durch das Christentum wiedergeborenen Vaterlande vergleichen? Gewiß, in jenem fehlte weder der Geist der Wissenschaft, noch das Licht der Philosophie, weder der Glanz des Schwertes noch der Worte, auch nicht der Ruhm der Künste — mit einem Worte, es fehlte die materielle Gesittung nicht.

Allein unter diesem glanzvollen Äußern verbarg sich der Schmerz, da gab es Tränen; darum vermochte auch eine Eroberung die Grenzen des Vaterlandes nicht auszudehnen, denn wenn sie die Herrschaft des Schwertes erweiterte, erweiterte sie auch die Herrschaft der Verderbnis. Selbst in den Herzen der siegreichen Nation errichtete die Selbstsucht ihre Schranken und zog die Grenzen des Vaterlandes enger; denn was konnte auch das Vaterland außerhalb der Kaste der Mächtigen und der Gewalthaber sein, was konnte es für das arme Volk sein, was für die Menge der Sklaven? Und als eines Tages eine Horde Barbaren einer Lawine gleich über die alte Welt hinfegte, wer war es, der damals das Gebäude der Nationalität wieder aufführte, wer bildete die christlichen Nationen, einem jeden ein großes und geehrtes Vaterland zuteilend? Doch nur der Glaube.

Ohne Zweifel, auch zu den Zeiten des christlichen Glaubens hat es Verbrechen gegeben, und wann wird es deren keine mehr geben? Aber nicht wahr, findet man nicht jetzt allenthalben das Bewußtsein der menschlichen Würde? Erkennt man nicht überall die Rechte der Menschheit an? Bewundert man nicht überall den Widerstand der Freiheit gegen den Despotismus? Belebt sich nicht überall der hehre Aufschwung des Geistes, die Festigkeit des Charakters, die unbesiegbare Kraft der Seele, kurz alles das, was große Nationen und Völker macht?

Blicken Sie hin auf Spanien! Von dem eindringenden Feinde zurückgeworfen, zieht es sich in die Gebirge Asturiens zurück, und unter dem Banner

des Glaubens gewinnt es allmählich den Boden des Vaterlandes wieder und schickt es seine Schiffe aus zur Eroberung der neuen Welt.

Betrachten Sie Ungarn und Polen! Von der patriotischen Liebe ihres Glaubens getragen erheben sie sich und legen Wunder der Tapferkeit ab.

Sehen Sie England! So groß ist sein Glaube, daß man es die Insel der Heiligen nennt. Unter der Herrschaft des Glaubens hat es sich eine bewundernswerte Verfassung gegeben, in welcher die Freiheit des Volkes und die Autorität der Könige sich die Hand reichen.

Und was soll ich von unserem Italien sagen? Hat nicht unser Vaterland unter dem Banner des Glaubens die großen Gemeinwesen und Republiken blühen und wachsen sehen? Hat es nicht unter Eingebung des Glaubens der Wissenschaft, der Literatur und Kunst den Flug des Genies gegeben, so daß es, nachdem es einen Dante gehört, einem Savonarola gelauscht, bewundernd vor den Meisterwerken Michel Angelos und Raffaels stehen konnte?

Blicken Sie auf Frankreich hin! Ein Protestant hat ja sogar gesagt, daß dieses Land das Werk seiner Bischöfe, seiner Mönche sei.

Und auch von der Schweiz kann man sagen, daß sie eine Schöpfung des Glaubens sei; denn nur unter dem Hauche des Glaubens ist sie das schönste und geliebteste Heimatland. Nun, ihre Devise lautet ja: Gott und die Freiheit!

Es ist somit Lüge, daß unser Glaube mit der Liebe zum Vaterland nicht verträglich sei. Im Gegen-

teil, unser Glaube flößt die Liebe zum Vaterlande ein; er weist uns auf Christus hin, der die Krone aus den Händen der Menge nicht annehmen wollte, sondern zur Rettung seines Volkes sich selbst vergaß und am Kreuze sein Leben hingab. Durch den Glauben — verstehen Sie es wohl! — durch den Glauben erst wird die Vaterlandsliebe eine Tugend. Das ist unser Glaubensbekenntnis!

Mit der Liebe zum Vaterlande muß die Liebe zu den Mitbrüdern verbunden sein. Diese Liebe ist der Liebe zum Vaterlande wesentlich, denn sie schlingt das vereinigende Band. Werden Sie wohl behaupten, daß auch sie dem Glauben widerspreche? Es ist ja der Glaube, der sie eingibt und unterhält. Sie wissen es, daß es nicht immer leicht ist, seine Brüder zu lieben; Sie wissen, daß es manchmal Gewalt kostet, zu lieben, daß es Gewalt kostet, sich zum Opfer zu erschwingen, die Beleidigungen zu verzeihen und zum Verleumder zu sagen: Ich vergebe dir! daß es Gewalt kostet, die Abneigung zu überwinden und sich bis zu dem Heroismus zu erschwingen. Nun, wer gibt denn die Kraft, diese Hindernisse zu beseitigen, in diesen Kämpfen zu siegen? Wer flößt hierzu den Mut ein? Der Glaube. Denn der Glaube hält Ihnen als Gegenstand Ihrer Liebe Gott den Herrn vor und lehrt sie, den Nächsten zu lieben aus Liebe zu Gott. Der Glaube zeigt Ihnen mit dem heiligen Johannes den am Kreuze sterbenden Heiland und sagt: „Wir haben diesen Jesus gekannt, der uns so sehr geliebt hat. Er hat sein Leben für uns hingegeben und wir müssen es für unsere Mitbrüder geben.“ Allein, wenn Sie

diesen Glauben wegnehmen, dann ist der mächtigste Beweggrund zur Nächstenliebe geschwunden, und dann hat die Liebe nur noch zwei Beweggründe, das Interesse und das Vergnügen.

In der Tat, wo ist die Kraft, wo sind die Opfer, wo ist der Heroismus derjenigen, die unsern Glauben verlachen? Opfer, o sie bringen Opfer; man kann sogar sagen, daß ihr ganzes Leben ein Opferleben ist. Aber denken Sie nicht daran, von Ihnen davon Rechenschaft zu verlangen! Sie versagen Gott das Opfer ihrer Gedanken und dann überlassen Sie sich ganz der Gewalt ihrer Leidenschaften. Sie verlachen diejenigen, die sich Gott dem Herrn weihen und sie weihen sich selbst häßlichen und liebeleeren Götzen. Sie spotten über den, der Gott liebt und sie stellen ihr Vermögen, das Vermögen ihrer Kinder Personen zur Verfügung, die man nicht einmal nennen kann. Und wo sollten sie die Kraft finden, die Abneigung zu besiegen? Aber sie sind ja Sklaven ihrer Abneigung selbst bis zur Lächerlichkeit. Sie nähren Abneigungen gegen Sie, nicht nur aus persönlichen Gründen, sondern schon darum, weil Sie nicht zu ihrer Partei gehören, weil Sie anders denken, wie Sie. Was sage ich? Ihre Abneigung erstreckt sich selbst auf die Farbe Ihres Kleides. Wenn Sie in einen Omnibus, in einen Eisenbahnwagen einsteigen, wo ein Klosterbruder sitzt, wo ein Priester Platz genommen, dann sehen Sie sie zurückbeben und fliehen, als befänden sie sich einem Übeltäter gegenüber. Und diese Leute sprechen noch von Freiheit

und Gesittung! Die wahre Freiheit besteht doch in der Achtung aller.

Was soll ich ferner von der Gewalt sagen, die sie sich antun, um die Beleidigungen zu verzeihen? Man braucht ja nur die Zeitungen zu lesen, um über die Unzahl der Duelle, der Herausforderungen und der unedlen Racheakte aufs höchste betrübt zu werden; bald sind sie Vipern, welche das Dasein eines Unglücklichen verbittern, bald sind sie Schlangen, die ein armes Herz zerfleischen.

Und was soll ich vom Heroismus sagen? Sprechen Sie bei diesen Menschen nicht vom Heroismus, sondern vom Egoismus, und zwar Egoismus bis in das Mark der Knochen, welcher alles mit Zahlen berechnet. Wie viele Menschen überlassen sich nicht der Verzweiflung, weil sie nicht ihre Gegner niederzuwerfen vermochten! Sie sind die Helden ihrer Partei, aber mit Galle im Herzen und einer Verwünschung auf den Lippen; sie sind Heroen in der Ausübung ihrer Rache. Sehen Sie, worauf die Nächstenliebe ohne Glaube hinausläuft!

Fügen Sie dieser Pflicht eine andere hinzu, nämlich die Pflicht, dem Vaterlande zu dienen; denn, wenn man wahrhaft liebt, muß man der geliebten Person dienen. Nun gut, auch bezüglich dieses Punktes trage ich meine Stirne hoch und fürchte ich mich nicht, denn mein Glaube unterstützt mich. Vernehmen Sie nur die echte Sprache des Glaubens: „Bürger, Du hast Pflichten gegen das Vaterland, wie Du Pflichten gegen Deine Mutter, gegen Deine Familie hast! Diese Pflichten vernachlässigen, würde einem

Vatermorde gleichkommen; das hieße, eine heilige und unerläßliche Verpflichtung nicht erfüllen. Familienvater, Du hast Pflichten gegen Deine Gattin, gegen Deine Kinder, von denen keine Autorität Dich befreien kann! Bürger, Du hast gegen Dein Vaterland Pflichten, von denen ebensowenig irgend eine Autorität Dich loslösen kann! Wenn Du diese Pflichten vernachlässigst, begehst Du ein unentschuldbares Verbrechen vor Gott und den Menschen; und wenn die Menschen Dich nicht verurteilen, so müssen wir im Namen des göttlichen Gesetzes Dir sagen: O Mensch, im Namen des Glaubens, im Namen des Katechismus beschwöre ich Dich, widme Dich dem Wohle, dem Glücke, dem Ruhme, der Freiheit, der Unabhängigkeit Deines Heimatlandes!" Sehen Sie, das ist die Sprache des Glaubens.

„Aber, Pater," sagt mir einer, „um dem Vaterlande zu dienen, bedarf man des Mutes, und Ihr Glaube, der die Güte und Milde anempfiehlt, entkräftet die Seele und macht feige und niederträchtige Menschen." Diese Anklage wurde von den Heiden gegen unsern Glauben geschleudert. Da die Heiden sahen, wie Jesus das Kreuz als Standarte wählte, schrieen sie über Torheit und Schwäche; allein, in drei Jahrhunderten hat diese Torheit zwölf Millionen Martyrer geschaffen; wenn die Geistesschwäche uns so viele Heroen schenkt, dann weiß ich nicht, wo denn der Starkmut zu suchen ist. Öffnen Sie nur die Geschichte und sehen Sie zu! Wo finden Sie denn einen Beschützer der Unterdrückten, einen Feind der Tyrannen, dem heiligen Thomas von Canterbury

vergleichbar, der die lange Reihe seiner heroischen Taten zur Verteidigung der Sachsen, seiner Stammesbrüder, mit einem glorreichen Martyrium beendete? Wen wollen Sie dem heiligen Johannes Chrysostomus an die Seite stellen, der sich nicht scheute, die Kaiserin Eudoxia im Angesichte des ganzen Hofes zu tadeln, weil sie eine Witwe unterdrückte? Wo finden Sie einen für die Gerechtigkeit eifernden Volkstribun, den Sie dem heiligen Ambrosius an die Seite stellen können, der den Kaiser Theodosius an der Pforte des Tempels zurückhielt, weil er noch vom Blute des Gemetzels von Thessalonich triefte? Welchen Volksmann, der sich für das Recht begeisterte, können Sie mit dem heiligen Antonius von Padua vergleichen, der selbst dem Zorne des wilden Ezzelin Trotz zu bieten wagte?

Sie loben den Mut der Martyrer für die Freiheit und Unabhängigkeit, und Sie haben Recht. Allein, ist etwa der Mut der Martyrer für die Wahrheit weniger groß? Ist vielleicht Cato, der für die Freiheit Roms stirbt, größer als Sosistratus, der sich hinschlachten läßt aus Liebe zu seinen Brüdern?

„Aber, Pater, wenn einmal das Vaterland in Gefahr ist, was vermag dann uns euer Glaube einzuflößen?" Ich könnte mir die Antwort hierauf in Ihrer Mitte ersparen, aber ich darf keine modernen Tatsachen anführen; ein jeder kennt ja seine Geschichte. Was uns der Glaube einflößt? Erinnern Sie sich der Thebaischen Legion, erinnern Sie sich des Sieges von Lepanto, gedenken Sie der Verteidiger von Famagosta, Malta, Rhodus und Wien; ge-

denken Sie der Soldaten des lombardischen Bundes! Wer eine solche Frage stellt, kennt eben die vaterländische Geschichte nicht; denn, wenn er in der Geschichte seines Heimatlandes bewandert wäre, würde er wissen, daß die Genueser sich nur deshalb auf dem Zuge nach Kreta so wacker zeigten, weil sie von Glaubensmut beseelt waren. Er würde wissen, daß in der Kirche vom heiligen Kreuz zu Florenz die Florentiner sich den Mut zum Kampfe gegen Karl VIII. holten. Er würde wissen, daß eine Jungfrau, die heilige Rosa von Viterbo, eine christliche Heldin, an der Spitze der Soldaten stand; daß Johanna von Arco, von Glaubensmut erfüllt, das Volk gegen den Unterdrücker Italiens, Friedrich II., aufwiegelte. Und wer erinnert sich nicht jener glorreichen Namen Andreas Doria, Peter Capponi, Ferruccio, Peter Mica und Farinata? Wer hat nicht in seinen Adern ein heiliges Beben der Begeisterung gespürt, wenn er im Vatikan vor jenem Banner stand, das Colonna den Muselmännern entrissen hat? Sehen Sie, das flößt uns der Glaube ein! Oder waren jene Helden etwa keine Katholiken?

Nein, die Milde des Christentums entkräftet die Seele nicht; sie erhebt sie, wie Frau von Stael bemerkt, da der Mensch nach dem Bilde und Gleichnisse Gottes geschaffen ist. Was die Seele erschlafft, was die Menschen feige und verächtlich macht, ist der Materialismus, der Unglaube, der niemals, niemals den Patriotismus befördern kann; denn derjenige, der nichts glaubt, wird schwerlich Opfergeist besitzen, und wer seine Hoffnung nicht auf das Jenseits richtet, ist

leicht versucht, das Wohlsein, dessen er sich in der Gegenwart erfreut, sich möglichst zu wahren. Können Sie in der Tat eine große Schar Materialisten und Ungläubige den christlichen Helden gegenüberstellen? Diese haben ja in einer uns verwandten Nation selbst gezeigt, wohin ihre Wünsche zielen.

Eine Nation, deren Herz bei dem Namen des Vaterlandes erzittert, ist gewiß Frankreich. Eines Tages sah nun diese Nation den Feind über ihre Grenzen ziehen, bis zu ihrer Hauptstadt vordringen und ihre Freiheit bedrohen. Nun, in dieser Nation gab es Männer, und das waren Materialisten, Ungläubige, die, anstatt an die Grenze zu eilen und den Eindringling zurückzutreiben, in die Kirchen drangen, um diese zu entweihen; es gab Männer, die statt ihre Kraft gegen die Fremden zu gebrauchen, dieselbe gegen ihre Mitbürger verwandten; Männer, die anstatt ihr Blut zu vergießen, Bürgerblut vergossen. Ja, wenn einmal der Glaube in einem Lande abnimmt, dann beginnt die Grausamkeit ihr Werk; und ich kann hinzufügen, daß es immer so gewesen ist. Während Athen in die Schule ging, um die Weltweisen zu hören, warf ihm Alexander die Sklavenkette um den Hals. Als Rom aufhörte, die Götter anzubeten, fiel es vor Heliogabal auf die Knie nieder. Als das griechische Reich sich vom Glauben seiner Väter lossagte und sich der Sittenverderbnis in die Arme warf, kam der Türke und schleuderte es in den Bosporus. Da Frankreich vom Glauben ließ, begann die Herrschaft des Schreckens. Darum sagte auch der Begründer der Unabhängigkeit der vereinigten

Staaten Amerikas: „Soll eine Nation frei sein, so muß sie tugendhaft sein.“ Deshalb schrieb Benjamin Constant: „Wenn die Zeit einmal naht, wo der Glaube und die religiösen Ideen in einem Volke abnehmen, dann nähert sich diesem Volke auch die Epoche des Verlustes der Freiheit.“

Darum bitte und beschwöre ich Sie mit der ganzen Kraft meiner Seele, mit der ganzen Kraft meines Herzens: O Sie, die Sie noch den Glauben besitzen, verbreiten Sie ihn in der Jugend, im Volke; verbreiten Sie ihn in Ihrem Vaterlande, denn eine gläubige Nation ist besser beraten in den Werken der Künste, sie ist wackerer und tapferer, wenn es sich darum handelt, ihre Größe zu verteidigen!

Und wie könnte ich an dieser Stelle eine Tatsache übergehen, die in aller Herzen eine so wirkungsvolle Saite anschlug, die noch immer nachklingt? Wie sollte ich das Andenken an jene Jünglinge vergessen, die fern vom heimatlichen Boden auf dem Sande Afrikas bei der Verteidigung des nationalen Banners gefallen sind? Arme, heldenmütige Jünglinge, noch mehr als Helden seid ihr, ihr seid Martyrer! Von der Übermacht umzingelt, reichten sie sich, mutig kämpfend, das nationale Banner von Hand zu Hand und hörten nicht eher zu kämpfen auf, bis sie erdrückt, aber nicht besiegt, auf jenen Boden hinsanken, der durch ihr hehres Opfer geheiligt ward. Ich richte die Frage an Sie: Waren etwa jene Jünglinge Materialisten, waren sie Ungläubige? Fragen Sie ihre Mütter, ihre Schwestern; was sage ich? Fragen Sie die ganze Nation, welche in Stadt und Land,

in den Kirchen, wo jene Soldaten die Taufe empfangen, wo sie ihre erste heilige Kommunion gefeiert, Totenämter gesungen — und alle werden Ihnen zur Antwort geben: Jene Männer waren Katholiken, der Glaube gab ihnen solchen Heldenmut ein, und ihr Banner trug in seinen Falten die Inschrift: Religion und Vaterland!

II. Es erübrigt mir noch, Ihnen ein Andenken zurückzulassen. Allein in diesem Augenblicke höchster Erregung vermag ich nur dem Volke, der Jugend einen Rat zu geben.

Jünglinge, man versucht, euch dürch die Idee der Wissenschaft und der Freiheit zu täuschen, da ihr die Hoffnung der Religion und des Vaterlandes seid. Nun wohl, liebet die Wissenschaft, ja, liebet sie! Aber gedenket, daß die wahre Wissenschaft nie ohne Gottesfurcht, ohne Religion ist. Liebet die Wissenschaft, die vor Gott dem Herrn niederknieet, die betet, die die Füße des Allmächtigen küßt, und weiset, als der Wissenschaft widersprechend, jene Theorien zurück, welche das Vaterland und die Familie zu erniedrigen suchen! Die Freiheit bedarf einer Regel, und diese Regel ist die Wahrheit. Erinnert euch daran, daß es keine Freiheit ohne Pflichten gibt.

Nun meinen Rat für das Volk. Armes Volk! Alle nennen sich deine Freunde und doch hast du so wenige Freunde! Nun, betrachte als deinen unversöhnlichen Feind denjenigen, der dich von Jesu Christo trennen möchte; denn Christus ist es, der dir Würde verleiht; ohne ihn geht auch die Freiheit

verloren. Nur Jesus tröstet, nur er kann das wahre Glück verschaffen.

Bedenken Sie, daß Sie viel Gutes tun können, aber nicht mit der Philanthropie, sondern mit der Liebe; die Philanthropie ist launenhaft, während die Liebe sich selbst vergißt. Wohl erniedrigt das Almosen, aber wenn man mit dem Herzen beschenkt, dann erniedrigt das Almosen nicht, sondern es erhebt.

Seien Sie nachsichtig gegen diejenigen, die Mittel besitzen, und voll Mitleid mit denjenigen, die keine Mittel haben! Nur die Liebe kann zur Wahrheit führen.

Einen andern Rat: Um gute Bürger zu sein, seien Sie zunächst gute Christen! Ja, üben wir das Evangelium aus; nur in ihm finden wir den Kodex der Gleichheit und Brüderlichkeit, diese heiligen Dinge die so tief unser Herz zu bewegen vermögen.

X.

Abschied und Schluß

Die Fastenbetrachtungen sind zu Ende.

Ich habe nunmehr eine heilige Pflicht Ihnen gegenüber zu erfüllen, die Pflicht der Dankbarkeit Sie haben mir jene Freundlichkeit entgegengebracht, welche der heilige Franz von Sales das Kleingeld der Liebe nennt; allein Sie haben das Gold der Güte und Herzlichkeit hinzugefügt. Vollkommene Ordnung, inniges Wohlwollen, herzliche Aufnahme — das haben Sie mir geboten, und noch mehr als das, in dem Laufe der Fastenzeit haben Sie mir Ihr Herz geöffnet. Empfangen Sie meinen lebhaften Dank, und seien Sie dafür gesegnet!

Ich werde morgen abreisen und meine Eindrücke mit mir nehmen. Mailand wird immer der Liebling meiner Erinnerung sein, der unvergeßliche Gegenstand meiner Dankbarkeit.

O Mailand, berühmte Stadt, dessen geschichtliche Annalen ein Edelstein in jener Ruhmeskrone sind, die unser Vaterland mit gerechtem Stolze trägt! Mailand, tief religiöse Stadt, wie es ja die schlanken Türme deiner Kathedrale verkünden! Mailand, ge-

lehrte und in den Wissenschaften bewanderte Stadt, wie es noch heute jene stets lebendigen Namen beweisen, die mein Herz pochen machen! Mailand, Stadt des Gewerbfleißes, die durch die Vollendung und den Geschmack ihrer Arbeiten sich einen so großen Ruf erworben! Mailand, vor allem Stadt der guten Werke! Kein einziges Werk, das der fromme Eifer eingibt, ist dir unbekannt; du hast vielmehr anderen Städten durch deine bewundernswerten Anstrengungen, durch deine zugleich auf der Liebe und der Freiheit aufgebauten Schöpfungen, den Rang abgelaufen! O Mailand, dir gilt mein Gruß! Werde ich dich wieder sehen? Ich hoffe es. Darum, Mailänder, nicht Lebewohl! sondern auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen hienieden, wenn Gott es zuläßt; aber in jedem Falle auf Wiedersehen da, wo wir nach einem schönen Worte Lacordaires uns immer treffen können, zu den Füßen Jesu; und endlich auf Wiedersehen an jenem Orte, wo wir in einem Glücke ohne Ende uns nie endende Besuche machen werden!

Und du, o Herr, würdige dich in diesem feierlichen Augenblicke der Trennung, mein Gebet zu erhören! Sie waren mir so gut, darum müssen sie einen Lohn haben; aber du allein vermagst ihn zu geben, denn ich bin arm und du hast dich ja zum Zahlmeister der Armen gemacht. Und um welche Belohnung werde ich für sie bitten, o Herr? Um jene, die alles Gute in sich schließt, um deinen Segen! Ja, o Herr, um deinen Segen flehe ich, und ich flehe darum, wie die Nächstenliebe flehen muß, die du ja zum Unterscheidungszeichen für deine Jünger gesetzt hast; um einen

Segen, so groß und weit wie die Liebe selbst, einen Segen, der niemanden ausschließt, denn wir alle sind dein, wir alle sind Brüder, wir alle mit deinem Blute erlöst, wir alle zum selben Endziele berufen!

Und damit du meine arme Bitte hören und erhören mögest, flehe ich zu dir mit jenen Worten, die an jedem Sonntage der verflossenen Fastenzeit der Diakon unter diesen heiligen Wölbungen im Angesichte des ganzen Volkes und vor deinem Tabernakel im Namen der Kirche gesungen hat [1]).

Ex toto corde et ex tota mente precamur te, so sagte der Diakon, und auch ich sage: Ex toto corde et ex tota mente precamur. Ich flehe zu dir mit ganzem Geiste und mit ganzem Herzen!

Pro Papa nostro Leone precamur te!

Ja, ich bitte dich, denjenigen zu segnen, den du uns zum Vater gegeben, und der darum auch von den Gläubigen Vater genannt wird; denjenigen, den du zu deinem Statthalter auf Erden bestellt hast, den Fürsten der Kirche, den großen Papst, der sich Leo XIII. nennt; und dein Segen möge ihm all die Kraft und all die Freude geben, die sein großes Herz verlangen mag.

Pro Pontifice nostro Aloysio precamur te! Ja, ich bitte dich, den Engel zu segnen, den du dieser Erzdiözese vorgesetzt hast, jenen heiligmäßigen Prälaten, der unter den Augen der Mailänder die hehren Bei-

1) Mailand hat einen eigenen, von dem römischen vielfach abweichenden Ritus, den sogenannten ambrosianischen, weil er noch bis in die Zeiten des hl. Bischofs Ambrosius hinaufreicht. Anm. d. Übers.

spiele der Güte eines Borromäus zu erneuern wußte, und der dafür auch die gleiche Krone empfangen möge.

Pro omni clero precamur te! Ja, segne den Klerus, den Welt- und Ordensklerus, der dem so heiligen und schwierigen Werke der Leitung der Seelen vorsteht, und gewähre ihm die unaussprechliche Freude, sie alle gerettet zu sehen. Aber, o Herr, unter dem Klerus sollte ein Mann sein, auf dessen Haupt ich einen besonderen Segen herabrufen müßte; doch er ist nicht mehr. Ich suche ihn vergebens in seiner Wohnung. O Herr, wenn er noch nicht seinen heißesten Wunsch erfüllt sieht, den er mit den Worten ausdrückte: cupio dissolvi et esse cum Christo, ich wünsche aufgelöst und mit Christo zu sein, — so möge ihm dieser Segen deine Arme öffnen, damit er an deinem Herzen ruhen könne, wo er für mich beten wird, wie er es mir versprochen hat, für meine armen Waisen, für seine Pfarrkinder und für seine Hilfspriester, auf die ich einen ganz besondern Segen herabrufe.

Pro famulo tuo Humberto Rege nostro precamur te! Ja, segne denjenigen, der durch sein hohes Amt das Vaterland auf den Wegen der Ehre und des Ruhmes zu führen hat, damit er sich stets jenes ruhmreichen Stammes würdig zeige, der so viele Helden und so viele Heiligen zählt.

Et pro exercitu suo! Ja, segne auch das Heer, jene Jünglinge, jene Männer, die unter dem Banner des Vaterlandes einherschreiten, und mache, daß sie durch ihre Tüchtigkeit und ihre Tugend die Größe, den Ruhm und die Freiheit desselben aufrecht zu erhalten wissen.

Pro populo precamur te! Ja, segne das arme Volk. Siehst du es? Wie in den Tagen deiner Ankunft ist es verlassen, betrogen und öfters verraten! O bewahre es vor jenen traurigen Menschen, die es zum Verbrechen und zum Untergange treiben.

Pro civitate hac omnibusque habitantibus in ea precamur te! Ja, ja, segne diese Stadt und ihre Bewohner! Segne die Väter, damit sie ein Beispiel für ihre Söhne seien; segne die Söhne, auf daß sie ihren Vätern zur Ehre gereichen! Segne die Reichen, damit sie Mitleid haben mit denjenigen, die leiden; segne die Armen, damit sie Ergebung und Stärke besitzen! Segne die Betrübten, auf daß sie aufgerichtet, die Kranken, auf daß sie getröstet seien!

Dann gewähre noch einen besonderen Segeu denjenigen, die fern von der Wahrheit weilen, damit sie sich deines reinen, sanften Lichtes erfreuen; jenen, welche die Tugend vergessen haben, damit sie die Kraft besitzen, wieder zur Ausübung der Pflicht zurückzukehren.

Segne alle, alle, o Herr! Und dieser dein Segen möge sich auch auf alles erstrecken, was ihnen angehört, auf ihre Wohnungen, auf ihre Felder, auf ihre Studien, auf ihre Unternehmungen! Und dieser Segen möge das Unterpfand desjenigen sein, den du einmal uns geben wirst, um uns dort oben im Himmel glücklich zu machen!

Anhang[1]).

1. Der heilige Joseph

Die charakteristischen Merkmale, welche die Kirche auszeichnen und den Beweis dafür liefern, daß sie das Vaterland des Christen ist, sind die vollständige Kenntnis, welche sie, je nach den Zeiten, von den Übeln der Seele hat, sowie die Weisheit in der Auswahl der rechten Mittel zum Heile dieser Seelen selbst. Man erkennt daraus, daß die Kirche von Gott den Auftrag erhalten hat, nicht nur die Wahrheit zu lehren, sondern sie auch in dem rechten Augenblicke zu lehren, und es ist nicht schwer, in ihrem Verhalten, gleich dem einer himmlischen Braut, die göttliche Liebe, die Weisheit und Zweckmäßigkeit zu finden.

Freilich gibt es Menschen, die an der Oberfläche der Dinge stehen bleiben und darum diese Weisheit

1) Wir geben hier Einleitung und zweiten Teil, oder die Einleitung allein einzelner in Mailand gehaltener Predigten wieder, deren erster Teil in den bereits früher erschienenen Vorträgen enthalten ist. Anm. d. Übers.

und Zweckmäßigkeit nicht finden; sie sehen in den Entscheidungen der Kirche den Geist nicht, der den Bedürfnissen der Zeiten und der Menschen entspricht, und darum lassen sie sich gar leicht zu Überschwänglichkeiten hinreißen, schreien gegen die Kirche und klagen sie der Unvorsichtigkeit an, gleich jenem Toren, der die auf die Leinwand hingeworfenen Zeichen eines künstlerischen Geistes nicht verstehen will.

Jene Menschen hingegen, die den Dingen auf den Grund gehen, die die geheimen Ratschlüsse der göttlichen Vorsehung zu durchdringen suchen, werden alsbald diese Zweckmäßigkeit entdecken und den Zusammenhang finden, der zwischen den Bedürfnissen einer Zeit und den Mitteln besteht, welche die Kirche für sie bereit hält.

Wollen Sie etwas von dieser Weisheit und Zweckmäßigkeit des Lehramtes unserer Mutter schauen? Betrachten Sie nur das verflossene Jahrhundert! Ein verwegener Unglaube bemühte sich, die christlichen Wahrheiten aus der Brust der Menschen zu reißen. Was tut da die Kirche? Sie setzt ihm die Verehrung des göttlichen Herzens Jesu entgegen, das mit den Flammen seiner Liebe den Glauben wieder befestigt.

Im Anfange unseres Jahrhunderts leugnet eine tollkühne Lehre die Erbsünde und sucht den Triumph des Fleisches zu sichern; und was tut die Kirche? Sie hält ihr das Dogma von der unbefleckten Empfängnis entgegen, welches uns lehrt, die bösen Neigungen zu bekämpfen, und das uns wiederum Liebe einflößt.

Heute erhebt sich ein Geschlecht, trunken von Stolz und Vergnügungssucht, das nur arbeitet, um zu genießen, das sich seiner Gemeinheiten rühmt, das die Grundsätze vergißt, welche der Hort der Familie und der Völker sind. Was tut nun die Kirche? Sie zeigt ihm den heiligen Joseph, den unbekannten Arbeiter von Nazareth, den demütigen, keuschen, fleißigen Mann, sie setzt ihn auf den Altar und erweckt allenthalben eine Begeisterung der Liebe und des Glaubens.

Ich frage Sie nun: Ist das nicht zweckmäßige Weisheit? Heißt dies nicht, ein wirksames Heilmittel den Übeln geben und sich des richtigen Mittels bedienen, um diesen Übeln Einhalt zu tun?

Welch besseren Gegenstand könnte ich darum heute, an dem Feste des heiligen Joseph, meiner Betrachtung zu Grunde legen, als die Zweckmäßigkeit der Verehrung dieses Heiligen, sowie das Aufsuchen der sichersten Mittel, um diese Verehrung rege zu erhalten?

Hören Sie mich darum mit Aufmerksamkeit an, wie Sie es bisher getan haben. —

Was [1]) soll ich von der Familie sagen? Der Zweck der Familie ist das Kind; aber mit der Geburt des Kindes ist doch nicht alles zu Ende; man muß dasselbe erziehen, man muß ihm eine physische, geistige und moralische Erziehung zuteil werden lassen, wodurch sein Benehmen geregelt wird, eine professionelle

1) Siehe den ersten Teil der Predigt: „Der heilige Joseph," Bd. III. Katholische Wahrheiten. S. 165.

Erziehung, die seine Zukunft sicher stellt. Die erste Erziehung muß an dem häuslichen Herde geschehen; diese ist die wahre Milch des Kindes, jene Kraft, die dem ganzen Leben desselben die Richtung gibt. Der Erziehung am häuslichen Herde muß die Erziehung in dem Gotteshause folgen; die Arme der Mutter übergeben das Kind den Armen des Priesters, die ja die Arme Gottes sind. Alsdann muß die Erziehung der Schule die Ergänzung derjenigen bilden, die am häuslichen Herde und in der Kirche geschah, denn es gibt keine wahre Erziehung, die nicht Gott und die Religion zur Grundlage hätte. Gerade dieses will man heutzutage nicht mehr verstehen. Deshalb stellt die Kirche uns den heiligen Joseph vor, der dem Jesuskinde ein Nähr- und Pflegevater ist, der seine ersten Schritte in der Kindheit behütet, der es vor dem Mordstahl des Herodes bewahrt, und nachdem er es unter seinen Augen einer Lilie gleich aufwachsen sah, die vollkommene Ausbildung seiner Organe und seiner Fähigkeiten überwacht.

Wissen Sie auch, warum in der Familie keine Erziehung mehr vorhanden ist? Weil es da keine Autorität mehr gibt. Was ist dann heutzutage noch die Autorität des Vaters? Und wissen Sie, warum es keine Autorität mehr gibt? Weil die Stellvertreter Gottes fehlen. Der heilige Joseph war der Schatten Gottes und das muß eben auch der Ruhm der Eltern sein; allein heutigen Tages verzichten die Eltern gerne auf dieses Vorrecht; sie schämen sich, von ihren Kindern das zu verlangen, was sie selbst nicht ausüben. Weil sie somit aufhören, Gottes Stellvertreter zu sein,

sind sie die Stellvertreter des Teufels; und so fehlen die Wächter, jene, die über das Leben und das Betragen der armen Kinder wachen sollten. Man hat ja gesagt, daß man heutzutage mehr über die Hunde als über die Kinder wache. In unserer Zeit unterrichtet man wohl die Kinder, aber man erzieht sie nicht; diese wissen wohl die Tage ihrer Eltern zu zählen, aber nicht ihre Eltern zu achten; sie können lesen, aber nicht trösten, sie können schreiben, aber nicht lieben; sie haben Bildung, aber keine Tugend. Das, was unserer Erziehung fehlt, ist die Mutter. Gewiß, die Familie würde bald umgewandelt sein, wenn man die Mütter umzuwandeln vermöchte.

Die Kinder, sagt der heilige Augustinus, sind das Band der Familie. Jetzt aber finden wir, wenn Sie genau zusehen wollen, nicht mehr jenes zarte Band, die Liebe, weil Jesus Christus fehlt, während doch die wahre Erziehung darin besteht, in dem Herzen des Kindes das Bild Jesu Christi auszumeißeln; es zu lehren, Jesum zu lieben, Jesu nachzufolgen. Wenn wir hiezu wieder gelangen könnten, dann wäre die christliche Erziehung vollendet und man könnte Gutes hoffen für das Wohl der Familie und der menschlichen Gesellschaft.

Wissen Sie noch einen anderen Grund, weshalb in unseren modernen Familien die Erziehung fehlt? Weil unserer modernen Familie das abgeht, was man den häuslichen Herd nennt. Der Herd schließt zwei Ideen ein, die Idee eines Ortes und die Idee einer Vereinigung der Seelen. Die Idee eines Ortes! Der Herd ist jener Ort, wo Gott und der Mensch

sich zusammen finden, Gott, der das Leben gibt und der Mensch, der es empfängt. Gott und der Mensch lassen am Herde ihre Spuren zurück und hieraus entsteht eben die Heiligkeit des häuslichen Herdes. Gott heiligt alles, was er dort antrifft. Der Herd ist ein von Gott mit Vorrechten ausgestatteter Ort; hier spricht Gott zu dem Herzen der Menschen. Es ist wahr, Gott ist überall; er ist am häuslichen Herde nicht mehr zugegen als in der Kirche; allein der Herd ist sein Tabernakel. Auch der Mensch heiligt in seiner Weise den Ort, den er liebt. Gleichwie die im Körper eingeschlossene Seele an dem Orte, wo sie lebt, zu verbleiben wünscht, so ist auch der Herd, wo der Mensch seinen ersten Seufzer ausgestoßen, wo er die großen Zukunftsträume geträumt, wo er seine erste Träne vergossen, von wo er sich in die Laufbahn des Lebens gestürzt, jener Ort, der zu seinem Herzen spricht, der Ort, an dem seine Geschichte geschrieben steht.

Der häusliche Herd schließt eine andere Idee ein, die Idee einer Vereinigung der Seelen in der Vergangenheit, in der Gegenwart, in der Zukunft. Die Vergangenheit bilden die Altvordern, die den häuslichen Herd gegründet haben; die Gegenwart ist die Familie, die Zukunft ist die Hoffnung. Der Herd ist geheiligt durch die Gegenwart Gottes, und durch die Tränen und die Freuden des Menschen; darum behütet ihn der Mensch, der ihn ererbt, und der Mensch, der ihn bildet, übergibt ihn als eine heilige Tradition an seine Kinder.

Allein, heutzutage verläßt man gar leicht den

häuslichen Herd. Der Herd hat aufgehört, für uns ein Ideal zu sein. Das eben ist ein großes Unglück, was ich wohl nicht zu beweisen brauche. Sehen Sie nur auf diejenigen hin, die keinen häuslichen Herd mehr haben, die man wohl die Nomaden der Städte nennen könnte, freilich weniger poetisch als die Nomaden der Wüste! In ihrem Dorfe hatten sie die Idee eines Herdes, jetzt haben sie dieselbe nicht mehr; die Zartheit ihres Gewissens ändert sich mit ihren Bedürfnissen; sie ziehen schließlich von einem Orte zum andern, auf der Straße ihre Tugenden zurücklassend und dafür neue Laster annehmend. Das ist der Grund, weshalb Sie allenthalben so viele Gefahren erblicken; diese Menschen sind es, welche die Wachsamkeit der Polizei nötig machen; sie sind eine Gefahr für die Stadt und für das Vaterland.

Nun, deshalb gerade hält uns die Kirche die Verehrung des heiligen Joseph vor, von dem man sagen kann, daß er Nazareth zur Wiege und zum Grabe hatte. Diese Liebe zum häuslichen Herde muß man wieder zu erwecken suchen, da sie aufs innigste mit der Liebe zum Vaterland verbunden ist.

Sehen Sie, das sind die Gründe, welche die Zweckmäßigkeit der Verehrung des heiligen Joseph dartun.

Eine unleugbare Wahrheit ist jene, welche den Christen den Schmerz zu ertragen lehrt, denn nur durch die Leiden kann man in den Himmel eingehen; man muß durch das Tal des Schmerzes wandern, um zur ewigen Glorie zu gelangen; eine schreckliche Wahrheit, die schon so oftmals wiederholt wurde, da

ihre Beherzigung so notwendig ist! Die Bösen lehren das Volk auf die Gesellschaft, auf die Gesetze, auf seine Herren schmähen, und das Volk ereifert sich gegen dieselben. Weil der Schmerz uns verdemütigt, weil er uns unser Elend fühlen läßt, erheben sie sich in ihrem Stolze und tun, als wollten sie von Gott Rechenschaft über sein Verhalten fordern; sie zeigen Gott dem Herrn, wie weit ihre Freiheit, seinen Anordnungen zu widerstehen, gehen kann; sie schmähen Gott und während Gott ihre Schuld abwägt, suchen sie Zerstreuung in den Orgien, finden sich aber immer ihrem Geschicke gegenüber, nichts ist verändert.

Was tut hingegen der heilige Joseph? Er überläßt sich der Hand Gottes, er läßt sich von jener mächtigen und gütigen Hand führen, die das Weltall regiert. Dieser Glaube ist der Glaube Abrahams und empfängt den gleichen Lohn, da der Engel niemals unterläßt, ihm zu Hilfe zu kommen; er enthüllt ihm die Geheimnisse, gibt ihm das Zeichen zur Abreise, und nachdem er ihm das Leben gerettet, setzt er ihn davon in Kenntnis, daß er ungefährdet in das Vaterland zurückkehren kann. Der Himmel ist stets über dem Haupte dieses armen Arbeiters geöffnet, indem er ihn tröstet und errettet.

Lehrt uns das nicht, wie wir leiden müssen? Der heilige Joseph findet Trost in seinen Schmerzen bei dem Gedanken, daß Gott seine geheimnisvollen Wege hat, daß er uns nur zu unserem Besten mit Trübsal heimsucht. Suchen wir darum dem heiligen Joseph zu gleichen, der uns das Beispiel der Geduld gibt. Wenn er gelitten hat, warum sollen wir, die wir doch

elende Geschöpfe sind, nicht auch leiden? Im heiligen Joseph wird die Geduld zur Freude; ja, denn er ist glücklich, leiden zu können, wenn er sich in Gegenwart des Jesusknaben befindet.

So wird uns die Notwendigkeit der Ergebung und des Opfers, so die Notwendigkeit der Verehrung des heiligen Joseph dargetan. Die Zeiten schwinden, die Bande zerreißen; uns aber tut ein Beschützer not, und wir besitzen einen solchen im heiligen Joseph, denn niemals sind die unversehenen Todesfälle so zahlreich gewesen, wie jetzt, selbst nach einem siebenzig- und achtzigjährigen Leben; niemals, wie jetzt, sind die Todesfälle so häufig gewesen, wo man noch beim letzten Atemzuge Gott lästert und wie ein unvernünftiges Tier aus dem Leben scheidet.

Darum sagt die Kirche: Gehet zu Joseph, der die Gnaden austeilt! In der Tat hatte er das Glück, in den Armen Jesu Christi und Mariä zu sterben, und während er ihren Segen empfing, fühlte er nicht die Bitterkeit der Trennung. Darum ward er der Schutzengel der mit dem Tode Ringenden, darum klopft man nicht umsonst an seiner Pforte an. Halten wir deshalb diesen Namen in Ehren, denn unser Leben und unser Tod geht nicht nur uns an, sondern auch unsere Familie und unser Vaterland, die wir alle lieben müssen!

---

2. Maria

Es gibt Menschen, die sich darüber wundern, daß das Christentum so viel Kraft habe, der Gewalt der Verfolgungen zu widerstehen, und daß nichts es zu besiegen vermöge. Gewiß ist es erstaunlich, daß in einer Welt, wo alles eines nach dem andern zusammenbricht, Königreiche, Dynastien, Republiken, nur das Christentum fest und unerschütterlich zwischen so viel Ruinen bestehen bleibt. Aber sollten Sie nicht der Ansicht sein, daß dies nur daher kommt, weil das Christentum sich auf eine Gesellschaft stützt, in der die Hierarchie mit Festigkeit herrscht, in der Haupt und Glieder aufs innigste vereinigt sind? Aber nein, das, was die Kraft, die große Macht des Christentums ausmacht, ist der Umstand, daß es sich in vollkommener Übereinstimmung mit der menschlichen Natur befindet; das, was die Macht des Christentums begründet, ist, daß unsere Seele von Natur aus christlich ist. Seine Lehre, seine Dogmen befinden sich in schönster Harmonie mit den Ideen unserer Vernunft und entsprechen den Bedürfnissen unseres Herzens; seine Moral ist die natürliche Sittlichkeit. Sehen Sie, das ist der Grund, weshalb zwischen Christentum und Menschheit ein Anziehungsverhältnis besteht, wie zwischen dem Blitz und dem Eisen. Das ist eben die Einheit zwischen dem Christentum und der Menschheit, die nichts zu zerstören vermag.

Heute gibt man sich gewaltige Mühe, das Gegenteil zu beweisen; allein, diese Mühe ist umsonst, weil

die katholische Glaubenslehre und Moral einfache Wahrheiten enthalten und weil man immer findet, daß die menschliche Seele von Natur aus christlich ist. Die Seele entspricht dem Christentum wie die Harfe dem Finger, der sie schlägt.

Indes, wird man dasselbe von dem Kultus sagen können? Gewiß, weil dieser eben nur einen Teil dieser Harmonie bildet. Wenn man die Dogmen studiert, wenn man sich nicht nur auf den äußeren Anschein beschränkt, wird man sehen, daß der Kultus seine Grundlage in der menschlichen Natur hat; und dies werden wir heute vom Marienkultus sehen. Wir werden finden, daß derselbe sich in vollkommener Übereinstimmung mit den Ideen unserer Vernunft befindet, daß er unserem Herzen entspricht.

Der Gegenstand ist überaus süß und könnte gar nicht lehrreicher sein; wollen Sie mich darum mit Aufmerksamkeit anhören! —

Die Marienverehrung[1]) befindet sich nicht nur in Übereinstimmung mit den Ideen unserer Vernunft, sie entspricht auch den Bedürfnissen unseres Herzens. Welches sind denn diese Bedürfnisse?

Wenn wir einen Blick auf uns selbst werfen, gewahren wir zunächst, daß wir von der Materie in Fesseln geschlagen sind. Dieselbe berückt uns ganz besonders in der Jugend, in dem Frühlinge des Lebens, wenn sie uns mit ihrer einschmeichelnden Stimme, mit ihren balsamischen Wohlgerüchen umstrickt und

1) Siehe den ersten Teil der Predigt: „Maria," Bd. III. „Katholische Wahrheiten." S. 138.

trunken macht. Und doch fühlen wir, daß die freie Seele für etwas besseres geschaffen ist; das Bedürfnis nach dem Unendlichen quält und foltert uns. Wenn wir aber für das Unendliche geschaffen sind, so fragen wir uns mit Recht, wie es möglich ist, daß ein so vornehmes Wesen von einem Staubkörnchen sich fortreißen läßt.

Wie sollten wir nun aus dieser Umgarnung frei werden? Wessen benötigt man denn, um ein Künstler zu werden? Man muß die Kunstwerke aufmerksam betrachten. Wessen benötigt man, um ein wackerer Soldat zu werden? Man muß auf jene hinblicken, die sich durch Tapferkeit hervorgetan. Und wenn man weise werden will, muß man zu den Weisen in die Schule gehen. So müssen auch wir, wenn wir aus dieser Umgarnung der Materie unversehrt hervorgehen wollen, ein Ideal der Reinheit betrachten. Und da sehen Sie nur auf Maria hin; hier haben Sie das Urbild der Jungfräulichkeit! Sie ist ein Wesen aus Erdenstaub gebildet, wie wir, allein ihr Staub ist gleichsam durchsichtig; sie ist in idealer Weise rein und schön; nichts verletzt sie, sie ist die Unbefleckte.

Unter ihrem keuschen Banner sieht man herrliche Beispiele der Unschuld, die man kaum in einer Wüstenoase zu finden vermöchte. Ja, wenn Sie züchtige Jungfrauen sehen, die den Wohlgeruch der Keuschheit in den Familien verbreiten, Jünglinge, die der Stolz und die Ehre der heiligen Kirche sind, und dies um so mehr, je größer die Hindernisse sind, die sich ihnen entgegenstellen, Jünglinge, deren Eifer ein Apostolat in der menschlichen Gesellschaft ausübt, wenn Sie jenen

Wesen begegnen, so suchen Sie nur nach und Sie werden bei ihnen stets den Einfluß Marias finden.

Allein Maria befreit uns nicht nur von der Umgarnung der Materie, sie hält auch die Schwachen aufrecht gegenüber ihrer Pflicht. Diese Schwäche zeigt sich auf die verschiedenste Weise; ich habe nicht nötig, es Ihnen zu beweisen, Sie sind bereits im voraus davon überzeugt. Es ist wahr, Gott ist es, der uns stärkt und uns Kraft gibt; aber, wenn wir uns fürchten, ihm zu nahen, und wenn seine Größe uns mit Schrecken erfüllt, dann besitzen wir ja ein zartes, liebes Wesen, das uns Vertrauen einflößt; und dieses Wesen ist Maria.

Da Jesus dem Augenblicke nahe war, wo er den letzten Seufzer aushauchen und sein Opfer vollenden wollte, fiel sein Blick auf Maria, und indem er ihr Johannes zeigte, sprach er zu ihr: „Siehe da Deinen Sohn!“ und sich zu Johannes wendend, sagte er: „Siehe da Deine Mutter!“ Diese Worte berichten uns, wie Johannes, ein Jünger Jesu, Maria zur Mutter erhielt. Allein, wenn uns allen, in der Person des heiligen Johannes, Jesus Christus Maria zur Mutter gegeben hat, so hat er ihr auch eine mütterliche Liebe zu uns ins Herz gesenkt, sonst wäre sie keine Mutter. Deshalb liebt uns Maria, deshalb ist sie unsere Trösterin.

Wenn Sie sich darum in dem großen Kampfe des Lebens befinden, wenn Sie in schmerzlichen Lagen sind, dann erinnern Sie sich dieser Mutter, rufen Sie dieselbe an, Sie werden nicht verlassen sein; Sie werden die Kraft erhalten, die Sie benötigen; Sie werden in

ihr keine Mutter finden, die taub und gefühllos gegen Ihre Bitten ist!

Allein es gibt nicht nur Schwache, es gibt auch Schuldvolle und manchmal sehr Schuldvolle.

Nur zu oft kommt es vor, daß einer, je älter er wird, um so mehr auch die Zahl seiner Fehltritte vergrößert. Es besteht da gleichsam eine geheimnisvolle Verkettung; eine Sünde ruft die andere herbei. Und wenn dann der Mensch am Abende seines Lebens steht, wendet er seinen Blick auf den zurückgelegten Weg und sieht mit Erstaunen seine Schande. Schwere Sünden, schreckliche Fehltritte lasten auf seinem Herzen; er hütet sich zwar, eine Gewissenserforschung anzustellen, aber diese zwingt sich bisweilen auf, und dann fühlt der Mensch etwas in seinem Herzen, das ihn der Verzweiflung nahe bringt.

Treten Sie nur zu einem dieser Unglücklichen hin und sprechen Sie ihm von der göttlichen-Barmherzigkeit; er wird Ihnen antworten: „Was ist Barmherzigkeit? Ist etwa Ihr Gott barmherzig? War er es für mich?" Und Sie ziehen ihn wohl an Ihre Brust und sagen ihm: „Aber, mein Bruder, Jesus ist doch für uns gestorben!" Er aber erwidert Ihnen: „Fließt vielleicht sein Blut in meine Wunden hinüber, um sie zu heilen?" Und wenn Sie alsdann auch Jesum beiseite lassen müssen, so bleibt Ihnen noch eine letzte Zuflucht; Sie sagen zu Ihrem Mitbruder: „Du hast eine Mutter; diese Mutter liebt dich, du weißt es. Ist etwa deine Mutter jemals hart für dich gewesen? Ist sie vielleicht eine unversöhnliche Mutter? O, wenn sie unversöhnlich wäre,

wäre sie ja keine Mutter! Du, ihr armer Sohn, magst schuldvolle Kinder gesehen haben, aber, daß die Mutter sie zurückstieß, das sahst du nie!" Die Mutter ist ja da, um zu verzeihen. Der Vater kann verfluchen, weil er die Autorität, die Gerechtigkeit vertritt. Aber es gibt ein Wesen, das nie verflucht, das immer die Barmherzigkeit in der reichen Fülle seines Herzens findet, das wohl die Quelle seiner Tränen erschöpfen, aber niemals die Verzeihung verweigern kann. Nun gut, Gott hat gewollt, daß wir Christen eine solche Mutter hätten, daß das Urbild der Jungfräulichkeit zugleich das Urbild des Mutterherzens sei, das immer verzeiht, dessen Zärtlichkeit unaussprechlich ist wie all das, was unsere Einbildungskraft übersteigt, daß es den Bedürfnissen der armen Verlassenen entgegenkommt und ihre letzte Zuflucht werde.

Die Kirche sagt uns, daß Maria diese Mutter ist; und eine Mutter ist ohne Zweifel das Urbild der Milde und Güte; die Mutter ist ja der unerschöpfliche Schatz der Liebe und Geduld, die nie ermüdet, die nie eine Träne zu bitter, nie ein Opfer zu groß findet, wenn es für ihren Sohn geschieht. Der Sohn ist schuldbeladen, und sie weint mit ihm und wünscht sehnlichst, ihm zu verzeihen, um ihn immer lieben zu können. Manchmal sinkt der Sohn, ferne von der Mutter, in einen Abgrund der Schmach hinab. Dann wendet wohl die Mutter ihren Blick ab, um nicht zu erröten; sie versenkt sich in ihren Schmerz und trauert, wie man es um einen geliebten Toten zu tun pflegt.

Gewiß, die Hilfsquellen der Mutter haben ein Ende, da ja auch ihre Macht ein Ende hat; aber nicht so bei Maria. Maria ist die höchste der Mütter; nach ihrem Herzen zieht es uns darum hin. Sehen Sie, darum ward Maria stets eine so große Verehrung gezollt, weil sie mehr Seelen gerettet hat als alle Kirchenlehrer.

Wie unglücklich sind darum jene, die fern von Maria weilen; aber noch unglücklicher sind diejenigen, welche die Seelen von diesem wunderbaren Urbilde abhalten, das die armen Verlassenen aufrecht hält; sie vergrößern nur noch ihre Verzweiflung. Sie aber, bewahren Sie den Namen Jesu in Ihrem Herzen! Denn die Betrachtung dieses Ideales gibt Ihnen Reinheit, und ihre Anrufung verleiht Ihnen Kraft und Mut, um sich vor der Sünde zu bewahren oder wieder aufzustehen, wenn Sie gefallen sind.

Und Du, Maria, gute Mutter, wende Deinen Blick auf uns, habe Erbarmen mit uns! Ja, Mutter, zeige uns Deinen Jesus, damit er uns segne und uns verzeihe, damit wir von der Sünde ablassen, um einst in den Himmel zu gelangen und uns ewig mit ihm zu freuen!

3. Die Liebe Jesu Christi

Es gibt in der Ökonomie unserer Religion eine Tugend von der größten Wichtigkeit, eine Tugend, die der Gegenstand und der Endzweck aller Gebete, aller Prophezeiungen, Gegenstand und Endzweck aller Gesetze ist; eine Tugend, die unsere Hoffnungen beseelt und belebt, welch letztere ohne sie für unser Heil unfruchtbar wären, so groß ist ihre Wirksamkeit, so tief geht ihr Einfluß. Diese Tugend ist die Liebe. Der heilige Paulus sagte: „Wenn ich einen Glauben hätte, der die Berge versetzte, wenn ich die Sprache der Menschen und der Engel verstände, wenn ich die Gabe der Weissagung besäße, alle Wissenschaften kännte, wenn mein Geist alle Geheimnisse umfassen würde, und ich hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts."

Die Liebe hat einen doppelten Gegenstand: Gott, der in sich selbst und wegen seiner selbst und über alles geliebt werden muß; und den Menschen, der geliebt wird als der Abglanz Gottes, als der Wiederschein seiner anbetungswürdigen Vollkommenheiten.

Die Liebe ist unsere Tugend, die Tugend des Christentums; sagen wir besser, sie ist die Tugend, die ausschließlich dem Christentume eigentümlich ist. Es ist zwar wahr, auch das Volk des alten Bundes sprach davon, daß es Gott liebe aus ganzem Herzen und aus allen Kräften, es sprach davon, daß es die Mitbrüder liebe; allein es gestattete sich einigen Vor-

behalt. Da kam Jesus Christus, unser Gott und unser Herr; er sollte das Gesetz nicht zerstören, sondern es erfüllen und vollenden. Es kommt Jesus Christus; was sagt er? was tut er? O, wir befinden uns im Gesetze der Gnade; es ist unser Gesetz, nicht aber das Gesetz der Furcht, sondern das Gesetz der Liebe und zwar der reinen Liebe. Jesus Christus kommt; was tut er? was sagt er? Die Welt hört mit Staunen diese Lehre: „Liebet eure Feinde, tuet Gutes denen, die euch hassen, und betet für die, die euch verfolgen!“

Und in jenem feierlichen Augenblicke, da er den Geschlechtern den besonderen Charakter seines Evangeliums offenbaren will, da er das erhabene Zeichen verkünden will, das seine Jünger vor den übrigen Menschen auszeichnen soll, was sagt er da? Hören Sie? „Nicht an dem Glanze der Wunder, die ihr in meinem Namen tun werdet, wird man euch erkennen; nicht an dem Eifer in der Predigt meiner Lehre; auch nicht an dem heroischen Opfer, durch welches ihr die Heiligkeit meiner Unterweisungen bestätiget. Die Welt wird erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr euch gegenseitig liebet.“

Ja, unser Herz muß ein Altar sein, auf dem ununterbrochen jenes Feuer brennen muß, das Feuer der Liebe zu Gott und das Feuer der Liebe zum Nächsten; ein Altar, von dem aus eine Flamme sich bis zum Throne Gottes erhebt, eine andere zu den Mitbrüdern; ein Altar, wo die Flamme der Liebe Gottes und die Flamme der Nächstenliebe beständig unterhalten werden.

Aber ist es so in der Tat? Leider ist das Gegenteil eingetroffen. Gott sucht Freunde und bittet die Seelen ihn zu lieben; er verspricht ihnen für diese Liebe große Güter zum Lohne; und doch findet er kaum ein aufrichtig liebendes Herz. Es ist leider nur zu wahr — wäre es doch nicht so! — wir lieben nicht einmal die Menschen. Und so mußte es kommen; ohne die wahre Liebe zu Gott wird man niemals wahrhaft die Menschen lieben. Um die Menschen wirklich zu lieben, muß man sie in Gott dem Herrn sehen, muß man Gott den Herrn lieben; und wenn man sie ohne Gott lieben, wenn man sie außer Gott sehen will, läuft man Gefahr, sie gar nicht zu lieben, weder in großmütiger Weise noch beständig.

Um die Menschen in Wahrheit zu lieben, muß man sie in Gott dem Herrn lieben. Aber, wo kann man diese Liebe finden? Diese Liebe kann doch nur von Jesu Christo herkommen. Denn, wie der Apostel sagt, ist es seine Fülle, von der wir alles empfangen müssen.

In der Tat, man kann nicht Christum lieben, ohne Gott zu lieben und ohne die Menschheit zu lieben; man kann nicht Christum hassen, ohne Gott zu hassen und ohne die Menschheit zu hassen. Der Gegenstand ist äußerst wichtig und für uns notwendig [1]).

1) Die Abhandlung siehe II. Band. „Christliche Wahrheiten" S. 132, „Die Liebe Jesu Christi."

4. Das Leiden Jesu Christi

Das Leiden Jesu Christi ist die Verwirklichung eines großen Gedankens der Liebe. Angesichts der schrecklichen und tiefen Geheimnisse dieses Leidens empört sich die Vernunft oder bleibt sprachlos. Selbst der Glaube staunet, und der Unglaube wiederholt immer das Wort: Wie ist das möglich?

Allein eine mächtige Stimme gibt zur Antwort: „So hat Gott die Welt geliebt." In der Tat zeigt sich in unserer Religion das große Gesetz der Liebe in seiner ganzen Ausdehnung; und welches ist das Gesetz der Liebe? Es ist das Opfer. Die Liebe ist die Hingabe seiner selbst, und wenn sie auf dem Gipfel ihrer Macht angekommen ist, dann geht sie bis zum vollständigen Selbstopfer.

Jesus hat sich diesem Opfer unterworfen. Er liebt jedes Wesen. Lieben und sich schenken bilden bei ihm den Akt der Liebe. Welches ist aber die Form, in die er sein Opfer kleidet? Das Auge Gottes hat alle die verschiedene Arten der Hingabe, alle Opfer durchforscht; es ruhte schließlich auf dem Gipfelpunkte des Opfers: Leiden und sterben. Das ist die Fülle der Liebe; das hat Jesus getan!

Der Mensch hatte mit der Unschuld den Schatz der Gnade verloren und sah darum dem ewigen Verderben entgegen. Kein Geschöpf konnte diesem Verderben entrinnen; es bedurfte eines Schlachtopfers,

nur vermittels eines solchen konnte die Genugtuung bewirkt werden. Da sprach Jesus zu seinem himmlischen Vater: Die Menschen haben die Strenge deiner Züchtigung verdient; aber ich liebe sie, ich nehme ihre Züchtigung auf mich. Diese edelmütige Stellvertretung ward angenommen und wissen Sie, was sie bedeutet? Gott verzeiht den Menschen, aber dafür schlägt er seinen Sohn, und zwar schlägt er ihn ohne Erbarmen; er schlägt ihn, indem er ihm den letzten Tropfen seines kostbaren Blutes nimmt, und als sein Herz den letzten Schlag getan, als der Todesschatten ihn umfing, da konnten wir gewiß mit Recht sagen: Er hat uns bis aufs äußerste geliebt; sein Edelmut kennt keine Grenzen!

Sehen Sie, das muß der beständige Gegenstand unserer Betrachtung sein. Heute ist Jesus der Mann der Schmerzen; sehen Sie zu, ob er mehr zu leiden vermochte. O, ich scheue mich, diesem Schmerze nahe zu treten, der so groß ist wie das Meer, und wie sollte ich ihn ergründen können? Durch deine Betrachtung, gebenedeites Kreuz, hoffe ich dahin zu gelangen! O Kreuz, das du in deinen Armen Jesum trägst, ich beuge mich vor dir! Du bist unsere Zuflucht geworden, unser Asyl; an dein Holz ist mit Jesu unsere ganze Hoffnung befestigt. O Kreuz, anbetungswürdiges, hehres Todesbett, auf dem unser guter Vater stirbt, erzähle uns von seinen Schmerzen; aber zuerst versichere uns, daß er uns verzeiht, denn wir wüßten nicht, wie wir die Beschreibung dieses schmerzlichen Leidens, das Jesus an dir für uns erduldete, ertragen könnten, wenn wir nicht hofften, daß ein

Schatz von Gnaden von dir sich niedersenkt auf die Gerechten, um sie zu stärken, und auf die Sünder, um sie zu heiligen.

O Crux ave, spes unica,
Hoc passionis tempore,
Piis adauge gratiam,
Reisque dele crimina[1])!

---

1) Die Abhandlung siehe Bd. II. „Jesus Christus und die christliche Wahrheit" S. 182.

O. A. M. D. G. E. B. V. M.

Inhalt

	Seite
Vorwort	1
Einleitung. Wahrheit und Liebe	3
I. Gott, der Schöpfer	17
II. Der Mensch	29
III. Die Vorsehung	40
IV. Die Religion in der menschlichen Gesellschaft	51
V. Der Glaube	69
VI. Ohne Glaube kein Glück	87
VII. Die Liebe zu Gott	106
VIII. Die Liebe zum Nächsten	122
IX. Die Liebe zum Vaterlande	143
X. Abschied und Schluß	166
Anhang. 1. Der heilige Joseph	171
2. Maria	180
3. Die Liebe Jesu Christi	187
4. Das Leiden Jesu Christi	190

CATHOLIC THEOLOGICAL UNION
C001 V004
1756.A45K6
NFERENZREDEN UND FASTENPREDIGTEN MAIN
3 0311 00043 6050
53607
WITHDRAWN

38,527

WHEN taking out this book, please write name and date on card and place card in CARD-DROP.

PLEASE see that this book is returned ON TIME: others may be waiting for it.

KINDLY refrain from defacing this book in any way, and also from leaving MARKERS of any kind between the pages.

C0-DLX-272